

Gott schütze dich.



Gott schütze dich!

XIII.

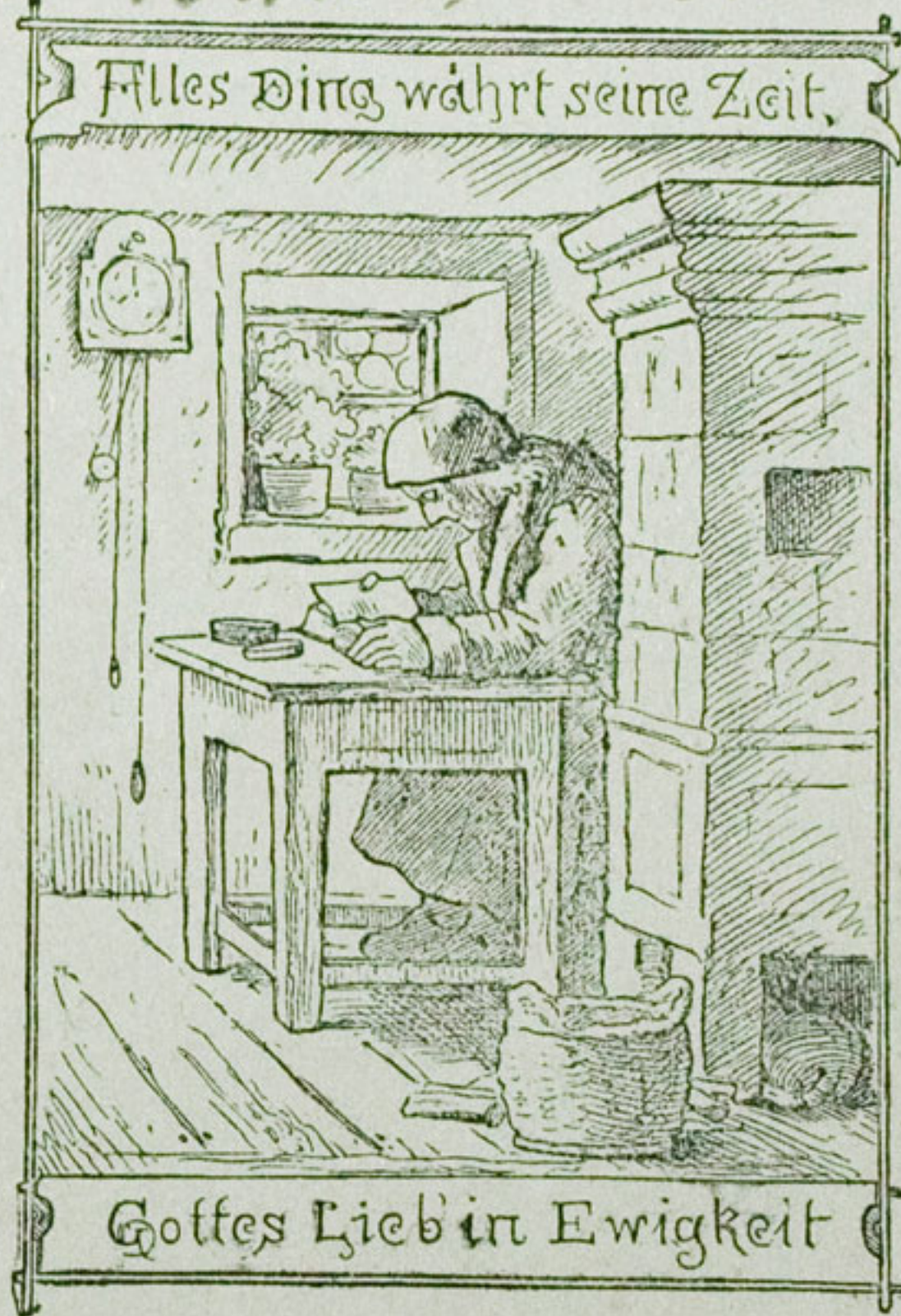
Eine Gabe für Christen Kinder
mit Erzählungen, Gedichten und vielen Bildern.

Einem Kinde — *Rudolf gemalt*

Herausgegeben von Johannes Blanke.

von Hans Heuserwald.

Weihnacht



1918

Vaterländische Schriftenvertriebsanstalt „Die Eisenbahn“
Dresden-A., Winkelmannstr. 31.

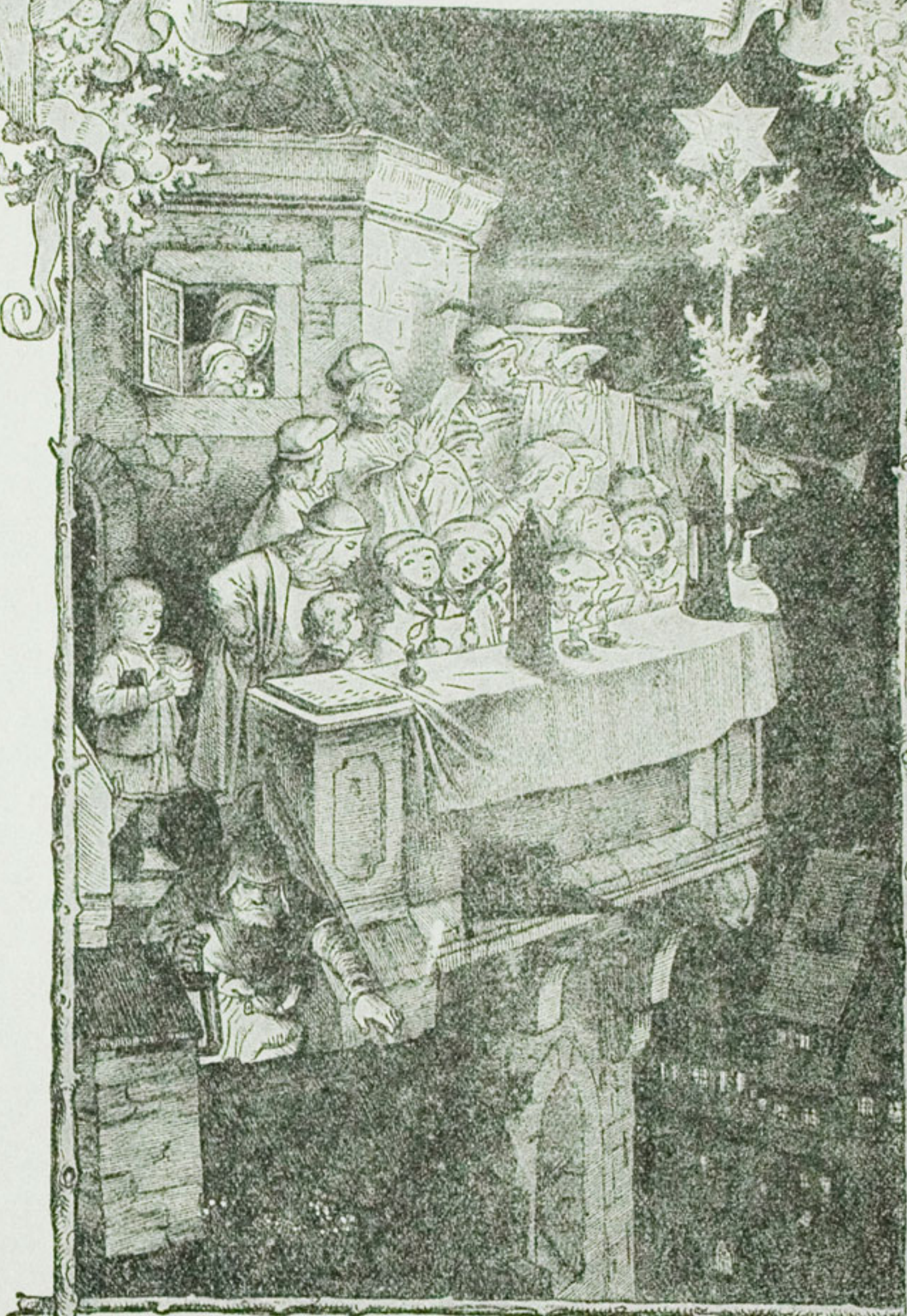


Inhaltsverzeichnis.

Vom Himmel hoch, da komm ich her (mit Bild)	3
Die Heimat, Gedicht	4
Onkel Wilhelms Karo, von M. Rüdiger	4—6
Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, Erzählung von A. Wöhlermann	7—23
Eine Warnungstafel	23
Naturgeschichtliches Auszieh-Rätsel	23
Die gefährdete Studie (mit Bild)	24—26
Allerlei Spiel	26
Der Stammbaum der Kohle	27
Bubi, Erzählung von F. von Ell	28—34
Spruchweisheit	34
Ein Sprüchlein für Geschwister	34
Der Kanarienvogel, von M. Rüdiger	36—40
Erntesegen, von Rudolf Eichstädt, Gedicht mit Bild	40—41
Im Schnee (mit Bild)	42 44
Wir gratulieren	45
Gegenswünsche für die Eltern zu Neujahr	46
Rätsel-Ecke	47—48



Ehre sei Gott
in der Höhe!



A. GABER.

Vom Himmel hoch da komm ich her,
ich bring euch gute, neue Mär,
der guten Mär bring ich so viel,
davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut geboren,
von einer Jungfrau auserkoren,
ein Kindlein so zart und fein,
das soll eur Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
der will euch führen aus aller Not.
Er will euer Heiland selber sein,
von allen Sünden machen rein.

Dr. Martin Luther (1483--1546).



Die Heimat.

Was ist die Heimat? Ist's die Scholle,
drauf deines Vaters Haus gebaut?
Ist's jener Ort, wo du die Sonne,
das Licht der Welt zuerst geschaut?

O nein, o nein, das ist sie nimmer!
nicht ist's die Heimat heiß geliebt.
Du wirst nur da die Heimat finden,
wo's gleichgesinnte Herzen gibt!

Die Heimat ist, wo man dich gerne
erscheinen, ungeru wandern sieht.
Sie ist's, ob auch in weiter Ferne
die Mutter sang dein Wiegenlied.



Onkel Wilhelms Raro.

Von M. Rüdiger.

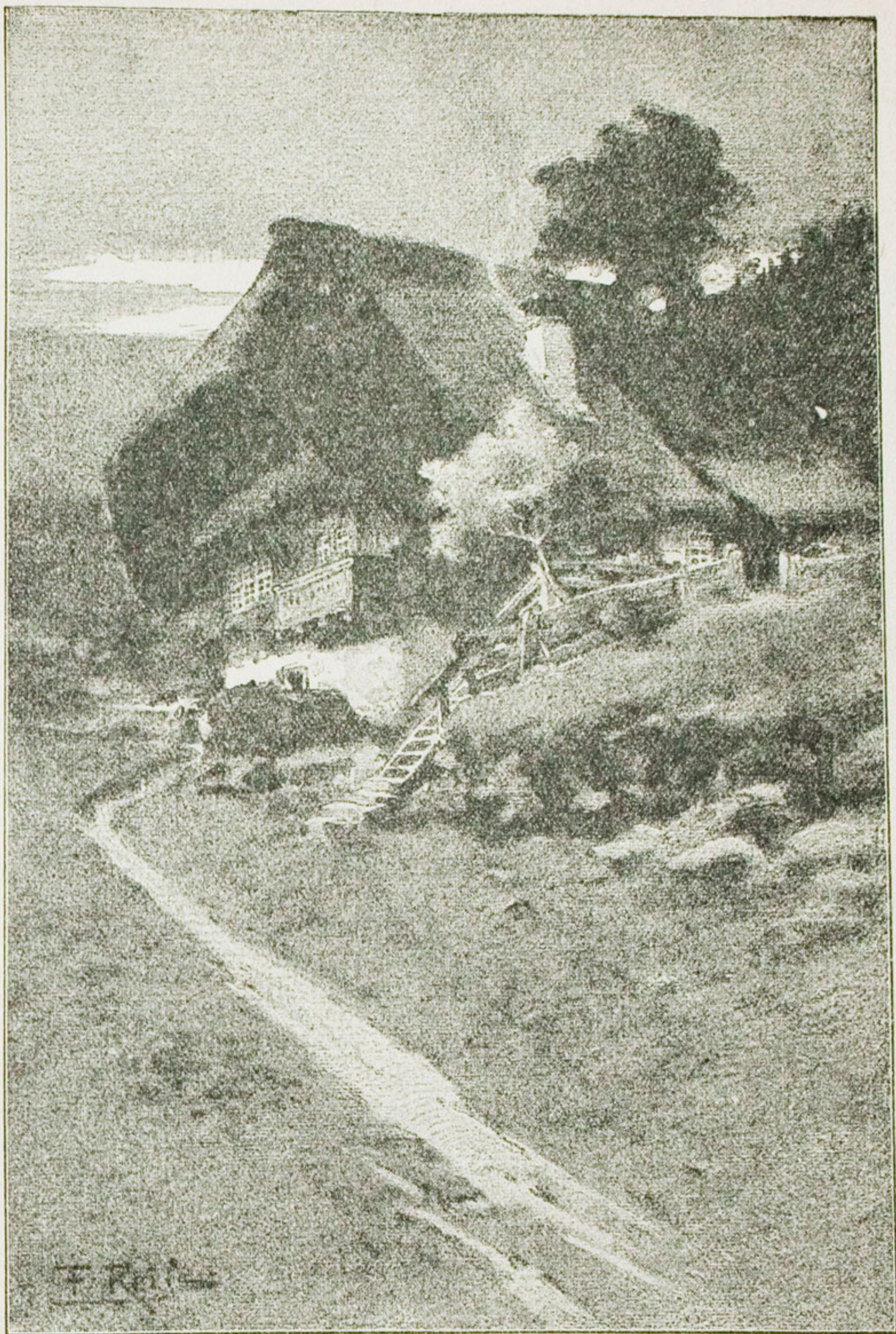
Wir waren in den Herbstferien bei unserm Onkel Wilhelm, der ein schönes Landgut hatte, zu Besuch. Am Nachmittag des ersten Tages hatten wir einen weiten Spaziergang gemacht, und gegen Abend saß alt und jung auf der Terrasse vor dem stattlichen Hause und ruhte aus. Onkel Wilhelm erzählte allerlei, was er in Feld und Wald erlebt hatte; besonders seinen flugen Hund konnte er nicht genug rühmen. Raro war der allgemeine Liebling, zutraulich und artig und wirklich hübsch in seiner Zierlichkeit.

„Ja, mein Raro“, sagte der Onkel, „der ist ein ganz empfindsamer.“

Wir lachten, und er fuhr fort: „Soll ich's euch einmal beweisen?“

„O ja, bitte“, riefen alle, und er stand auf, um den Hund zu erspähen. Richtig, dahinten bei dem Schauer trieb er sich umher, stürzte zwischen die Hühner und Kücken, daß sie ängstlich davon liefen; dann wieder bellte er die kleinen Göffel an, bis Mutter Gans ihm eins mit dem Schnabel versetzte, und zwar unter lautem Geschrei. Er war sichtlich in froher, rosiger Laune, und als der Onkel seinen bekannten Pfiff ertönen ließ, kam er mit freudigem Gebell angesprungen.

Sein Herr setzte sich nieder, und Raro schmiegte sich an ihn. Da machte Onkel Wilhelm ein ernstes Gesicht, seufzte und sagte: „Ach, mein



„Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus.“



armes Tierchen, wie leid tust du mir. Was ist dir nur wieder begegnet, daß du so erbärmlich aussiehst?"

Er sagte das sehr klagend, und streichelte den Hund wehmütig. Dieser sah ihn an und blinzelte mit den blanken Augen; dann ließ er den Kopf sinken und die Ohren hängen. Der Onkel steigerte den Ausdruck seines Bedauerns, und es währte nicht allzulange, so war alle frohe Lebendigkeit bei dem Tiere verschwunden, und ein bedauernswertes, tiefbetrübtes Hundchen ließ sich von seinem guten Herrn trösten.

„Seht ihr wohl“, meinte der Onkel. Wir stimmten in sein Lachen ein, und Karo, der nicht wußte, was los war, sah fragend von einem zum andern, bis die Tante ihm ein Stück Butterbrot gab und so seine natürlichen Gefühle der Lust und Fröhlichkeit wieder weckte. Laut bellend sprang er davon und neckte wie vordem die Hühner und Gänse.

Wir sahen ihm belustigt nach, und die Tante sagte: „Ich will euch auch eine Geschichte von ihm erzählen. Karo gehörte früher meinen Eltern, und wir haben ihn erst seit vier Jahren. Vater war Pastor, und am Morgen wurde stets eine Andacht gehalten. So wie er das Buch vom Bort nahm, sprang Karo auf das alte, roßhaarbezogene Sofa, wo meine Mutter in der Ecke saß und legte sich ganz selbstverständlich neben sie. Er war ganz mäuschenstill; sowie mein Vater jedoch „Amen“ sagte, sprang er mit einem Freudenlaut vom Sofa herab. Eines Morgens machte es sich so, daß mitten in der Andacht ein „Amen“ vorkam. So viel Verstand hatte Karo nun nicht, zu merken, daß es noch nicht das rechte Amen war, sondern mit seinem Freudenruf sprang er in die Stube, nicht gerade zur Erhöhung der andächtigen Stimmung der Anwesenden.“

Die Tante schwieg, und bei der lebhaften Vorstellung des Vorganges lachten wir alle herzlich.

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Ja, er war immer ein rechter Schlauberger. Außer, wenn Anacht gehalten wurde, durfte er nie auf dem Sofa liegen; aber es war nun einmal sein Lieblingsplatz, und er fand einen Ausweg. Die Stube war sehr oft leer. Sobald er das wahrnahm, sprang er in seine behagliche Sofaecke; aber er horchte auf jedes Geräusch, und sowie sich Schritte nahten, war er mit einem Sprung auf dem Fußboden und nahm irgend eine gänzlich harmlose Stellung ein, und zwar in möglichst weiter Entfernung vom Sofa. Er sah den Ankömmling auch ganz unbefangen und mit vergnügtem Schwanzwedeln an; aber wir wußten Bescheid. Das weiche Rückenkissen hatte merkwürdige Eindrücke, und die Stelle, wo er gelegen hatte, war warm. — Karo hat noch allerlei auf dem Korbholz. Davon erzähle ich euch ein andermal; jetzt ist es Zeit zum Abendessen.“

Die Tante ging ins Haus, und wir folgten ihr; da sauste Karo auch schon wieder herbei. Er wußte ganz gut, daß es jetzt Abendbrot gäbe.



Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen.

Erzählung von A. Wöhlerman.

I.



Mutter, sieh' einmal, wie schön wir spielen!" rief die kleine Doris der Mutter zu, die soeben ins Zimmer trat.

Frau Schulze kam lächelnd näher.

"Ei, was tut ihr da?" fragte sie.

"Ich predige", erwiderte ernsthaft Wilhelm, das Nesthäkchen der Familie.

Mit Mutters schwarzer Schürze angetan, stand der Vierjährige auf einer Fußbank und redete so laut und eifrig, daß ihm die Backen vor Anstrengung glühten. Doris, die in ihrem Kinderstühlchen vor ihm saß, lauschte andächtig seinen Worten. Selbst die Puppen, die sie rings im Kreis um die Fußbank gesetzt hatte, schienen aufmerksame Zuhörer zu sein.

Die Mutter strich ihrem Jüngsten die feuchten Locken aus der heißen Stirn.

"Was möchtest du einmal werden, Wilhelmchen?" fragte sie.

"Ich will Pastor werden", entgegnete der Kleine, ohne sich lange zu besinnen.

"Das ist recht", lobte die Mutter. "Doch jetzt laß es gut sein mit Predigen", fuhr sie fort, "lauft dem Vater entgegen, ich höre ihn kommen!"

Doris erhob sich von ihrem Stühlchen und trippelte eilfertig auf den Vorplatz. Wilhelm, der zukünftige Herr Pastor, folgte ihr bedächtig. Bald darauf trat der Tuchweber Friedrich Schulze, ein wohlhabender, in seiner Vaterstadt Göttingen sehr angesehener Mann, in die Wohnstube.

"Grüß Gott, Christine!" Er nickte seiner Frau fröhlich zu und reichte ihr die Hand.

Doris und Wilhelm waren inzwischen auf einen Stuhl am Fenster geklettert und blickten auf die Straße hinab.



„Vater, Mutter, die Waisenfinder kommen!“ riefen sie wie aus einem Munde.

Die Eltern traten ans Fenster. In langem Zug, paarweise, sich leise miteinander unterhaltend, gingen die Zöglinge der Göttinger Waisenanstalt am Haus vorüber. Des Tuchwebers eben noch so heitere Mienen umdüsterten sich.

„Lieber Gott, nur keine Waisenfinder!“ murmelte er.

Dabei legte er seinem kleinen Jungen, der ihn verwundert ansah, zärtlich die Hand auf den Kopf.

„Sieh nur, Christine, wie leicht die Kinder trotz der Kälte gekleidet sind“, wandte er sich darauf an seine Frau.

Frau Schulze nickte mitleidig:

„Herr Inspektor H. meint es wohl gut mit den Kindern. Sie sollen abgehärtet und für das Leben erzogen werden, das für die meisten von ihnen kein leichtes sein wird. Aber ich finde doch, er übertreibt die Strenge, wenn er z. B. die armen Kinder frühmorgens 5 Uhr zum Gottesdienst in die kalte Kirche schickt, ohne daß sie vorher etwas Warmes genossen haben.“

„Ja, ja, Kinder, ihr wißt gar nicht, wie gut ihr es habt“, schloß der Vater, indem er sich setzte und Doris und Wilhelm auf seine Knie hob.

Die Mutter beugte sich zu den beiden Kleinen und küßte sie zärtlich, dann eilte sie zur Tür.

„Ich will rasch noch einmal nach dem Essen sehen“, rief sie, „die drei Großen müssen bald aus der Schule kommen, und dann kann es gleich zu Tisch gehen. Ihr werdet alle hungrig sein.“

II.

Es war am heiligen Abend. In dichten Flocken rieselte der Schnee vom Himmel hernieder. Straßen und Plätze, Häuser und Türme Göttingens hüllten sich in ein weißes Festgewand. Früh am Nachmittag brach die Dämmerung herein. Im gemütlichen, wohldurchwärmten Wohnzimmer saßen Wilhelm und seine Geschwister. Großen und Kleinen wurde die Zeit gleich lang. Eben hatten sie ein schönes Weihnachtslied miteinander gesungen, da sagte Doris flüsternd:

„Hörst, spricht nicht jemand mit Mutter?“



„Vielleicht ist es das Christkind“, rief Wilhelm, und seine Augen glänzten in freudiger Erwartung.

„Ach nein“, lachte die große Schwester, „das ist ja Frau Broddersen. Ihr Mann ist kürzlich gestorben, und weil sie sehr arm ist, schenkt ihr Mutter einen ganzen Korb voll Sachen für ihre Kinder.“

„Ich will den Kindern meine Trompete geben“, rief Wilhelm.

„Und ich meine alte Puppe“, fügte Doris hinzu, „sie ist noch ganz gut, nur ein Bein hat sie verloren.“

In diesem Augenblick trat die Mutter ins Zimmer. Sie sah sehr fröhlich aus.

„Nein, wie hat Frau Broddersen sich gefreut!“ sagte sie, „und denkt nur, Kinder, sie will von den Sachen, die ich ihr geschenkt habe, ihrer Nachbarin etwas abgeben, weil diese noch ärmer ist als sie. Ist das nicht gut von Frau Broddersen?“

„Wohltun steckt an“, meinte der hinzutretende Vater, „Güte macht gut. Kinder, das vergeßt nie in eurem Leben! Aber nun, ihr kleines Volk, wie wäre es, wenn wir das Christkind hätten, recht bald zur Bescherung zu klingeln?“

„Ach ja, bitte, lieber Vater!“ riefen Doris und Wilhelm, seine Knie umfassend.

Die Eltern verließen das Wohnzimmer, und wirklich tönte bald darauf die Glocke, welche die Geschwister in die Weihnachtsstube rief.

Wilhelm, der allen vorangesprungen war, blieb, überwältigt von der Herrlichkeit, welche er erblickte, verlegen an der Thür stehen. O, wie strahlte der Christbaum im Schein seiner vielen Kerzen, und wie wunderbar war der schöne „Christgarten“ anzuschauen, die Krippe mit dem holden Jesuskind, mit Maria und Joseph, mit Ochs und Esel, die Hirten mit ihren Herden, die drei Weisen aus dem Morgenland in ihren bunten Gewändern, die Burgen und Schlösser auf den grünen Bergeshängen!

Die freundliche Stimme der Mutter weckte Wilhelm aus seine Verfunkenheit.

„Willst du dir denn gar nicht ansehen, was dir das Christkind gebracht hat?“ fragte sie, nahm den Kleinen bei der Hand und führte ihn an ein niedriges, weißbehangenes Tischlein.

Was gab es da alles zu schauen: Soldaten, eine hölzerne Kuh, bald



so schön wie der Ochse dort an der Krippe, und nun gar das Haupt- und Prachtstück aller seiner Geschenke: einen majestätisch dreinschauenden Löwen!

Als die Kinder ihre Gaben genugsam bewundert hatten, sagte der Vater:

„So, jetzt laßt einmal die neuen Spielsachen!“

Die Bibel in der Hand, trat er neben den leuchtenden Christbaum. Mutter und Kinder bildeten einen Kreis um ihn. Und nun dankte der Vater dem lieben Gott für die große Gnade, die er uns Weihnachten in seinem lieben Sohn geschenkt hat, und dann betete er recht aus Herzensgrund, daß sie doch alle, Eltern und Kinder, in den Himmel kommen möchten und keines von ihnen dereinst droben beim Heiland fehle.

III.

Nur zu bald sollte der Tag kommen, der eine große, schmerzliche Lücke in den glücklichen Familienkreis riß. Seit einiger Zeit schon lag die Mutter krank zu Bett. Des Vaters Miene wurde immer sorgenvoller. Das lustige Lachen der Kinder verstummte. Ängstlich und betrübt gingen sie im Hause einher. Eines Tages rief sie der Vater an das Lager der Kranken. Ach, wie müde und bleich sah die geliebte Mutter aus! Mit unendlicher Liebe blickte sie auf ihre kleine Schar.

„Herr Jesus, verlaß meine Kinder nicht! Verlaß mein Kleinstes nicht!“ kam es leise und flehend von ihren Lippen.

Bald danach stand das Herz, das in treuer Liebe für Mann und Kinder geschlagen, still. Der Vater schickte die weinenden Kinder aus der Stube. Unbemerkt von allen blieb jedoch Wilhelm im Sterbezimmer zurück.

„Was war denn geschehen?“ so dachte er verwundert, „warum weinten alle, sogar der Vater, der das noch nie getan hatte?“

Als der Tuchweber sich allein glaubte, kniete er am Bett der Mutter nieder und verharrte lange in stillem Gebet. Dann verließ auch er das Sterbezimmer, das er leise und vorsichtig, so als ob Christine ihn noch hören könne, verschloß. Wilhelm schlich sich an das Totenlager und faßte zärtlich nach der Hand, die ihn so oft geliebkost hatte.

„O liebe Mutter“, rief er bedauernd, „wie kalt du bist! Wart', ich will dich zudecken und wärmen!“



Damit kletterte er auf das Bett, schlang seine Ärmchen um die Mutter und küßte sie wieder und wieder. Nicht lange dauerte es, so neigte sich müde sein Köpfchen, und er schlief sanft ein.

In der allgemeinen Bestürzung und Trauer vermißte man ihn nicht sogleich. Endlich fragte aber doch eines der Geschwister:

„Wo ist nur Wilhelmchen?“

Niemand wußte eine Antwort zu geben.

Der Vater erschrak nicht wenig, als er von der Abwesenheit des Kleinen erfuhr. Im Hause und in der Nachbarschaft suchte man nach ihm, doch überall vergebens. Es war bereits in der siebenten Abendstunde, da kehrte die Magd heim, die der Tuchweber zu allerlei nötigen Besorgungen ausgesandt hatte. Als sie hörte, daß Wilhelm nicht da sei, fiel ihr ein, daß sie wohl die übrigen Kinder, nicht aber den Kleinen hatte aus dem Sterbezimmer kommen sehen.

„Sollte er gar noch dort sein?“ sagte sie zu dem Hausherrn.

Dieser wartete ihre Rede nicht ab. Eilig schritt er, von der Magd gefolgt, in die Schlafstube. Ein rührendes Bild bot sich seinen Blicken dar. Süß schlummernd lag das Knäblein am Herzen der toten Mutter.

„Das war“, so hat Wilhelm Schulze nach vielen Jahren gesagt, „ein Platz, den ich seitdem nie vergessen kann. Und doch kenne ich nun noch einen schöneren Platz. Wo? Am Heilandsherzen.“

Drei Tage nach der Mutter Tod stand vor der niedrigen Haustür der lange schwarze Wagen, der die geliebte Entschlafene zum Friedhof bringen sollte. Zwölf schwarzgekleidete Männer traten in das Haus und trugen den blumengeschmückten Sarg zum Leichenwagen.

„Vater, wohin fährt denn die Mutter?“ fragte Wilhelm beklommen.

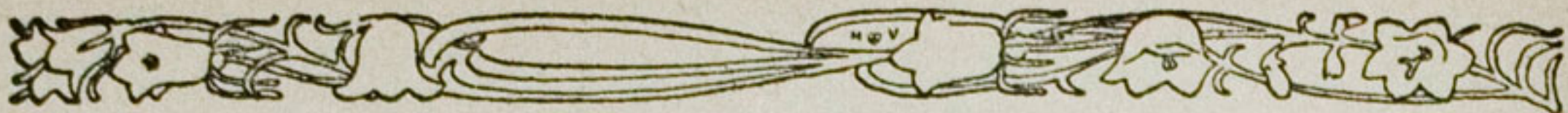
Dem Tuchhändler stürzten Tränen aus den Augen.

„Mußt beten, Kind, mußt beten“, erwiderte er mit erstickter Stimme.

Dann zogen die vier vor das Gefährt gespannten Rappen an, und der Wagen entwand langsam den Blicken der Nachschauenden.

IV.

„Lieber Gott, nur keine Waisenfinder!“ so hatte der Vater manchmal geseufzt, und nun waren seine Kinder doch alle zu Waisen geworden. Drei Jahre nach dem Tod seiner Frau war der Tuchweber plötzlich gestorben.



Beim Mittagsmahl hatte er mit den Seinen gegessen, da war er vom Stuhl gesunken. Ein Nervenschlag hatte das Leben des kräftigen, erst dreiundvierzigjährigen Mannes geendet.

Wieder hatten Wilhelm und seine Geschwister den Leichenwagen vor dem Haus gesehen. Nach der Mutter hatte auch der Vater für immer das liebe, traute Haus verlassen, in dem Eltern und Kinder glücklich und froh miteinander gelebt hatten.

Und nun schloß sich die Thür des Vaterhauses für die Geschwister selbst. Verschiedene Familien, die mit den Eltern bekannt und befreundet gewesen waren, hatten die Kinder bei sich aufgenommen. Doch als es sich herausstellte, daß der ungetreue Vormund mit dem Geld, das die Waisen von ihren Eltern geerbt hatten, auf und davon gegangen war, da mochte niemand die plötzlich verarmten Kinder mehr behalten.

„Die drei älteren müssen sehen, wie sie sich ihr Brot verdienen“, hieß es, „und Doris und Wilhelm, nun, die tut man eben in das Waisenhaus.“

Das geschah denn auch. Aber ehe die beiden dahin kamen, erlebten sie daheim noch einen sehr traurigen Tag. Fremde Menschen wanderten durch die Stuben und drängten sich um einen großen Tisch, an dessen oberen Ende ein Mann stand, einen Hammer in der Hand. Sofa, Stühle, Schränke, Spiegel, Bilder und Betten, das Tisch- und Küchengerät, ja sogar die Spielsachen der Kinder, alles wurde versteigert.

Mit Tränen in den Augen sahen die Geschwister zu, wie unbekannte Leute ein Stück nach dem anderen von den Sachen forttrugen, die doch ihren Eltern gehört hatten. Laut schluchzten sie auf, als jetzt ein Jude aus der Prinzenstraße für wenige Groschen den wunderschönen „Christgarten“ erstand, ohne den sie sich kein Weihnachtsfest denken konnten.

„Es ist eine Sünde und Schande, den armen Kindern alles fortzunehmen“, sagte mitleidigen Tones ein Mann, „komm, Kleiner, behalte wenigstens das da!“

Damit schob er Wilhelm eine Schachtel Bleisoldaten zu und — die betrübten Mienen des armen Bübchens hellten sich ein wenig auf — den Löwen und die hölzerne Kuh, die ihm der heilige Christ einst gebracht hatte.

V.

Mit anderen Knaben zusammen saß Wilhelm in einer geräumigen Stube des Waisenhauses. Emsig schnurrten die Spinnräder, die sie vor



sich stehen hatten, denn des Garnes, das sie wöchentlich abzuliefern hatten, war nicht wenig. Wilhelm seufzte. „O weh, da war der Faden schon wieder gerissen!“

„Ja, warum lernst du auch beim Spinnen!“ sagte flüsternd der Nachbar und deutete auf die lateinische Sprachlehre, die Wilhelm heimlich an seinem Spinnrocken befestigt hatte.

Wilhelm sah ihn erschrocken an.

„Ich sage nichts“, beruhigte der andere leise, „aber nun spinne ein bißchen fix, sonst wirst du bis Sonnabend mit deiner Zahl nicht fertig.“

Als Wilhelm gegen Abend im Hausgang mit seiner Schwester zusammentraf, klagte er ihr sein Mißgeschick. Doris sah den Bruder liebevoll an.

„Laß gut sein, Wilhelm“, sagte sie tröstend, „wenn heute nacht alle im Mädchensaal schlafen, stehe ich ganz leise auf, schleiche mich in eure Stube und spinne tüchtig für dich. Sollst dich morgen wundern, wie weit ich gekommen bin.“

„Du gute Doris!“ rief Wilhelm gerührt und griff nach ihrer Hand. „Aber“, fuhr er erschrocken fort, „wie sieht bloß dein Daumen aus! Er ist ja förmlich gespalten!“

„Ach, das tut gar nichts“, erwiderte Doris leichtthin und zog rasch ihre Hand aus der seinen.

Um keinen Preis der Welt hätte sie dem Bruder verraten mögen, daß die Wunde am Finger durch übermäßig vieles Spinnen entstanden war. Um Wilhelm vor Strafe zu schützen, hatte sie oftmals in der Nacht — am Tag mußte sie ihre eigene Spinnaufgabe erledigen — heimlich zu gutem Ende gebracht, was der Bruder über dem Lernen lateinischer Worte und Regeln versäumt hatte.

VI.

„Du tust gerade, als ob du Wilhelms Mutter wärest“, sagte eines der Waisenmädchen spottend zu Doris.

Diese lachte gutmütig.

„Weil er jünger ist als ich, muß ich ein wenig für ihn sorgen“, sagte sie wie zu ihrer eigenen Entschuldigung.

Die Kameradin hatte ganz recht. Wie eine Mutter an ihr Kind, dachte Doris nur immer an den Bruder. Auch jetzt, da sie mit den übrigen



Böglingen im Gemüsegarten des Waisenhauses arbeitete, beschäftigte sie sich in Gedanken mit Wilhelm. Plötzlich erfaßte sie eine große Unruhe. Die Befürchtung, daß ihm etwas Schlimmes zugestoßen sei, wurde so groß, daß sich Doris plötzlich von dem Beet erhob, vor welchem sie kniete.

„Bitte, Fräulein, lassen Sie mich fort! Ich muß zu meinem Bruder“, rief sie der Lehrerin zu, welche die Aufsicht im Garten führte.

„Aber Kind, was fällt dir ein?“ entgegnete die Lehrerin. „Die Jungen sind beim Baden, da kannst du doch nicht zu ihnen gehen.“

Doris beachtete den Einwand nicht. In steigender Angst rief sie:

„Ich muß fort, ich muß zu meinem Bruder!“ Und dann lief sie eilends davon.

Erschrocken schauten die anderen Mädchen sich an. Dann blickten sie auf die Lehrerin. Das konnte eine böse Geschichte geben, wenn Herr Inspektor H. von Doris Ungehorsam erfuhr!

Doch diese dachte jetzt an niemand als an Wilhelm. Und siehe da! Noch war sie nicht an dem Badeplatz angekommen, da brachte man auf einer Tragbahre ihren Bruder, durchnäßt und mit Schlamm bedeckt. Aber, Gottlob, er war nicht tot!

Allerdings hatte er in Lebensgefahr geschwebt, als er in der Reine, in der er mit anderen Knaben badete, plötzlich in einen Strudel geraten war.

„Was wird Doris sagen? Arme Doris!“ hatte er gedacht, dann war ihm das Bewußtsein geschwunden.

Einer seiner Mitschüler, Ernst Fischer, hatte ihm zu Hilfe kommen wollen, war aber gleichfalls von dem Strudel erfaßt worden. Einem Lehrer gelang es schließlich, die beiden an Land zu bringen, den wackeren Ernst leider nur als Leiche. Auch von Wilhelm fürchtete man, daß er tot sei. Doch nein, wenn er auch zunächst kein Lebenszeichen von sich geben konnte, fühlte er doch, was zu seiner Wiederbelebung mit ihm vorgenommen wurde. Er spürte, wie man ihm glühenden Siegellack unter die Füße träufelte. Er hörte auch, daß jemand mitleidsvoll sagte:

„Ach, laßt doch den armen Jungen! Ihr seht doch, daß es mit ihm aus ist!“

Aber gerade da öffneten sich seine bis dahin geschlossenen Augen, und

„Er lebt, er hat die Augen aufgemacht!“ erscholl es freudig im Kreis der Umstehenden.



Doch wer hätte sich mehr über seine Rettung freuen können als Doris, die nun dicht neben der Tragbahre herging! Und wie groß war ihr Glück, als Wilhelm schon nach wenigen Tagen so weit hergestellt war, daß er an dem Spaziergang der übrigen Böglinge teilnehmen konnte. Als er am Abend dieses Tages mit seiner Schwester zusammentraf, sagte er:

„Denke dir, Doris, was mir unterwegs begegnet ist: Eine alte Frau trat an uns heran und hielt unseren langen Zug auf, so daß wir alle still standen. Dann kam sie zu mir, legte ihre Hand auf meine Schulter und sprach — es wurde mir ganz feierlich zumute —:

„Gott hat dich wunderbar gerettet, mein Kind. Er hat noch Großes vor mit dir. Vergiß nie, was er an dir getan hat! Gott segne dich!“

VII.

Nein, wie drollig Wilhelm heute aussah! Trotz seiner vierzehn Jahre war er noch ziemlich klein, und der lange Rock, den er trug, wollte gar nicht zu seiner schwächlichen Gestalt passen. Der Kopf verschwand fast in einem großen schwarzen Hut, einem „Zylinder“, und den Hals konnte er nicht bewegen, weil er von einem hohen, steifen Kragen — Watermörder genannt — eingezwängt wurde. Wer das Bürschlein in solchem Aufzug in der Morgenfrühe eines Sonntages dahin wandern sah, der mußte wohl ein wenig lächeln.

Unser kleiner Wilhelm selbst war sehr ernst gestimmt, war doch heute sein Konfirmationstag. Ach, hätten seine lieben Eltern noch gelebt, hätten sie ihn an diesem heiligen Tag zum Gotteshaus geleiten können! Wie glücklich waren seine Mitkonfirmanden daran, die er zwischen Vater und Mutter zur Kirche schreiten sah!

Die Feier dauerte sehr lange. Sie begann früh neun Uhr, und als sie beendet war, schlug auf den Türmen der Stadt die zweite Nachmittagsstunde. Nach altem strengen Brauch hatten die Konfirmanden vor der heiligen Handlung nichts genießen dürfen. Viele von ihnen fühlten sich deshalb zuletzt ganz schwach. Auch Wilhelm vermochte der Feier schließlich nicht recht mehr zu folgen. Aber eines, das wußte er, würde er nie vergessen können, sondern es immer im Herzen bewahren. Das war sein Einsegnungsspruch: Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand.



Waren diese Worte nicht wie für ihn geschrieben? Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen! Wenn er diese Mahnung zeitlebens beherzigte, dann hatte er ja stets den mächtigsten und treuesten Helfer bei sich, den es gibt, und war nie allein im Leben.

VIII.

Wenige Tage später kniete er, Abschied nehmend, an den Gräbern seiner Eltern. Am nächsten Morgen sollte er die Vaterstadt verlassen, um in dem kleinen N. bei einem Kaufmann in die Lehre zu treten. O, wie gern wäre er in Göttingen geblieben und hätte hier das Gymnasium besucht! Pastor werden zu dürfen, war noch immer das Ziel aller seiner Hoffnungen. Doch:

„Junge, das geht nicht“, hatten die Vorsteher des Waisenhauses stets erklärt, wenn er seinen Herzenswunsch hatte laut werden lassen.

Herrschte auch im Waisenhaus ein strenges Regiment, er hatte doch jahrelang hier seine Heimat gehabt. Und nun sollte er ganz allein in die Fremde gehen! Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich von den Gräbern ab. Aber war er denn allein? „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen“, zog es ihm durch den Sinn, und getröstet schritt er zu der Pforte des Friedhofes.

Daheim angekommen, packte er seine wenigen Habseligkeiten und nahm Abschied von Lehrern und Kameraden, denn die Post, die ihn nach N. bringen sollte, fuhr zeitig am Morgen ab.

Eben wollte er in die Postkutsche steigen, da holte ihn ein Bote aus dem Waisenhaus in die Anstalt zurück. Sehr erstaunt folgte ihm Wilhelm. Erwartungsvoll trat er vor den Inspektor. Dieser hielt einen Brief in der Hand.

„Wilhelm, packe deine Sachen wieder aus!“ gebot er, „du sollst nicht nach N. gehen. Der dortige Gemeindevorstand hat uns mitgeteilt, daß der Kaufmann, zu dem wir dich tun wollten, ein Trinker ist und seine Lehrlinge arg mißhandelt.“

Wilhelm traute seinen Ohren nicht. Er durfte in Göttingen bleiben! Aber freilich, was würde man über ihn beschließen?

Eben war er fertig mit Auspacken, da kam eine neue Botschaft, die zweite an diesem ereignisvollen Morgen:



„Wilhelm, du sollst zu Herrn Oberkonsistorialrat Gieseler kommen!“

In Wilhelms Augen blitzte eine frohe Hoffnung auf. Der Herr Oberkonsistorialrat war ihm immer mit väterlicher Güte begegnet. Vielleicht würde er ihm helfen, daß er das Gymnasium doch besuchen konnte. Zuerst schüttelte der geistliche Herr allerdings bedenklich den Kopf, als der Knabe auf die Frage, was er nun anfangen wolle, bescheiden, aber fest erwiderte:

„Herr Konsistorialrat, ich möchte Pastor werden.“

Schließlich versprach er aber doch, sich die Sache noch einmal zu überlegen.

Tage voll banger Spannung vergingen. Da wurde Wilhelm zum zweitenmal zu Herrn Oberkonsistorialrat Gieseler berufen. Wer beschreibt seine Freude, als der gütige Mann, der selbst für eine große Kinderchar zu sorgen hatte, ihm nicht allein zusagte, ihm eine Freistelle im Gymnasium zu verschaffen, sondern ihn auch während seiner Studienzeit zu unterstützen.

„Natürlich“, fügte er hinzu, „mußt du auch selbst etwas zu deinem Lebensunterhalt beitragen. Vielleicht kannst du später anderen Schülern Nachhilfestunden geben. Zunächst wirst du tüchtig zu tun haben, um alles Versäumte nachzuholen und mit deiner Klasse Schritt zu halten.“

IX.

Darin hatte Herr Oberkonsistorialrat Gieseler nur zu recht. Manches, was seine neuen Schulkameraden bereits in früheren Jahren gelernt hatten, war im Waisenhaus gar nicht behandelt worden, und im Lateinischen, bei dem Wilhelm sein eigener Lehrer gewesen war, haperte es gewaltig. Doch heißt es nicht im Sprichwort: „Lust und Liebe zu einem Ding macht Mühe und Arbeit gering?“ Nicht allzulange dauerte es, so hatte der unermüdlich fleißige Gymnasiast die Lücken seines Wissens ausgefüllt. Daß er Tag für Tag in das Gymnasium gehen durfte, schien ihm ein Glück, das er lange nicht zu fassen vermochte.

Auch im Waisenhause gefiel es ihm jetzt weit besser als früher. Damit er ungestört lernen könne, hatte ihm der Inspektor ein eigenes Stübchen gegeben. O wie herrlich war es, wenn er in seinem kleinen Reich über den geliebten Büchern sitzen konnte! Viel Freude bereitete ihm auch der Gesangunterricht im Waisenhaus, an dem er noch teilnahm und der so aus-



gezeichnet war, daß selbst Studenten und vornehme junge Mädchen sich dazu einzufinden pflegten.

Soeben war die Gesangstunde vorüber. Noch ganz erfüllt von dem wunderschönen Chormerk, das jetzt eingeübt wurde, „Schillers Glocke von Romberg“, sprang Wilhelm die Treppe hinauf zu seinem Zimmerchen. Er wollte die freie Stunde, die vor ihm lag, dazu benutzen, ein Gedicht niederzuschreiben, das er für den Geburtstag des Landesherrn verfaßt hatte.

Schon in seiner Knabenzeit hatte er gern gedichtet, und jetzt hieß es oftmals, „Wilhelm Schulze mag das beschaffen“, wenn im Waisenhaus oder im Gymnasium für irgendeine Festfeier ein Gedicht gebraucht wurde.

Eben war er im Begriff, die Tür hinter sich zu schließen, als die Stimme des Inspektors ihn zurückrief.

„Wilhelm, du mußt sogleich einen Handwagen voll Dünger vor die Stadt fahren“, befahl er.

„Aber, Herr Inspektor, ich . . .?“ stammelte der Gymnasiast.

Er war aufs tiefste erschrocken. Was würden die Mitschüler sagen, wenn sie ihn mit dem Düngewagen sähen! Der Inspektor schien zu ahnen, was in ihm vorging.

„Ja, ja, mein Junge, tu's nur“, erwiderte er gleichmütig, „du mußt dich nicht für besser halten als andere. Übrigens ist dir ein bißchen Ausarbeiten bei deinem vielen Bücherhocken nur gesund.“

Damit ließ er Wilhelm stehen. Dieser wußte, daß er zu gehorchen hatte. Doch wie bitter schwer es ihm wurde, den Befehl des Waisenvaters auszuführen, das ahnte Herr S. sicherlich nicht.

„Ach, wenn mir nur keiner von den Mitschülern in den Weg käme!“ dachte Wilhelm, da bogen einige von ihnen — Söhne von Universitätsprofessoren waren es — um die Ecke. Doch statt ihn zu verhöhnen, wie der arme Düngersfuhrmann fürchtete, riefen sie ganz unbefangen und fröhlich:

„Was, Wilhelm, den schweren Karren sollst du allein ziehen! Wart', wir helfen dir! Das wird ein Hauptspaß!“

Rasch spannten sie sich vor das übelduftende Gefährt. Wilhelm mußte auf der Lenkstange Platz nehmen, und nun ging es unter fröhlichem Lachen und Scherzen, unbekümmert um die gassenden Zuschauer, durch Straßen und Gassen der Stadt.



Das war ein Liebesdienst, den Wilhelm seinen Klassenbrüdern nie vergessen hat.

X.

Doch was hatten die Schulkameraden nur seit einiger Zeit gegen ihn? Sie steckten die Köpfe zusammen, tuschelten miteinander, und wenn Wilhelm zu ihnen trat, blickten sie ihn sonderbar forschend an und sprachen kaum mit ihm. Anfangs war Wilhelm dies Benehmen nicht sonderlich aufgefallen.

„Sie werden über die Lehrer geredet haben und wollen nicht, daß ich es höre, weil sie wissen, daß ich das nicht leiden mag“, dachte er.

Als aber auch seine besten Freunde sich von ihm zurückzogen, wurde er aufmerksam.

„Was habt ihr eigentlich gegen mich?“ fragte er einen von ihnen.

Der guckte ihn verlegen an, sann einige Augenblicke nach und erwiderte dann:

„Ach, weißt du es nicht? Sie sagen ja alle, daß du bei Schneider M. die Uhr genommen hast.“

Wilhelm wurde ganz blaß und starr vor Schrecken.

„Die Uhr soll ich genommen haben? Ein Dieb soll ich sein, und das glaubt ihr von mir?“ stieß er hervor. Seine Stimme bebte vor Zorn und Schmerz.

Der andere zuckte die Achseln und ging davon.

Ach, nun wurde dem armen Wilhelm alles klar. Bald nach seinem Eintritt ins Gymnasium hatte er angefangen, Stunden zu geben. Sein erster Schüler war ein kranker Knabe, der die Schule nicht besuchen konnte. Wilhelm unterrichtete ihn an jedem Nachmittag von 4 bis 5 Uhr. Der Lohn, den er für jede Lehrstunde von dem Vater des Jungen, einem Schneidermeister, erhielt, bestand in einem „Sechser“ und einer Tasse Kaffee. Da Wilhelm keine Uhr besaß und sich in der kleinen, im Erdgeschoß gelegenen Stube, in welcher er unterrichtete, auch keine solche befand, wurde zu Beginn der Stunde eine silberne Taschenuhr nahe beim Fenster an die Wand gehängt.

In seinem Eifer vergaß der jugendliche Lehrer nicht selten, nach der Uhr zu sehen, und der Unterricht dehnte sich über die festgesetzte Zeit aus.



So war es auch kürzlich geschehen. Endlich war eine alte Tante, die im Haus lebte, ins Zimmer gekommen und hatte gesagt:

„Aber, Herr Schulze, es ist ja schon halb sechs Uhr, und Sie hören noch nicht auf!“ Dabei hatte sie, um sich zu vergewissern, daß sie sich nicht in der Zeit geirrt habe, nach der Uhr blicken wollen.

„Ja, aber wo ist denn die Uhr?“ hatte sie erschrocken ausgerufen, „ich habe sie selbst vorhin an ihren Platz gehängt, und nun ist sie weg.“

„Ich habe die Uhr heute gar nicht gesehen“, hatte Wilhelm erwidert und sich dann auf den Heimweg begeben.

Der Schneidermeister, die Tante, Gesellen und Lehrlinge hatten das ganze Haus durchforscht, doch die Uhr war nirgends zu finden gewesen. So war der Verdacht, sie genommen zu haben, auf Wilhelm gefallen.

Ach, wie furchtbar war der Gedanke, für einen Dieb gehalten zu werden! Daß der Waisenhausinspektor ihn in ein scharfes Verhör nahm, daß die Kameraden alle sich von ihm zurückzogen, schmerzte ihn tief, aber am wehesten tat es ihm doch, als ein alter Lehrer, den er sehr liebte, ihn wehmütig anblickte und sagte:

„Mein armer, armer Junge, daß bei dir das vorkommen mußte! Ich hätte es nicht von dir gedacht.“

Wollten Jammer und Herzeleid ihn ganz übermannen, dann ging Wilhelm an die Gräber seiner Eltern.

„Beten lernt man auf den Knien und nicht auf den Akademien“, hatte er sein Mütterlein öfters sagen hören. Er war zwar damals noch ein kleiner Bube gewesen, kaum vier, fünf Jahre alt, aber dies Wort hatte sich ihm dennoch tief ins Herz geprägt. Unter den Trauerweiden an den stillen Schlafkammerlein von Vater und Mutter warf er sich nieder und flehte unter heißen Tränen zu Gott:

„Herr, du hast Gerechtigkeit zugesagt. Laß meine Unschuld an den Tag kommen! Mein Vater, du weißt, wer die Uhr genommen hat. Zeige es doch!“

Unter solchem Gebet wurde es still in seinem Herzen. Sein Einsegnungspruch fiel ihm ein. Ja, er wollte sich von ganzem Herzen auf den Herrn verlassen. Endlich würde ihm Gott doch helfen und den Schuldigen offenbaren.

Woche um Woche verging. Da eines Tages erhielt Wilhelm die Aufforderung, auf das Gericht zu kommen. Die Uhr war da! Im Trödler-



laden eines Juden hatte sie sich gefunden. Als Wilhelm vor den Richter trat, traf er mit dem Altwarenhändler zusammen. Steif und fest behauptete dieser, die Uhr von einem Fremden gekauft zu haben. Wilhelm blickte den Alten scharf an. Dann rief er aus:

„L., Sie sind es? Sie wissen doch, daß ich die Uhr nicht gestohlen habe. L., wie oft haben meine seligen Eltern Ihnen Gutes getan, und nun steht ihr Kind im Verdacht, ein Dieb zu sein. L., vor Gottes Angesicht beschwöre ich Sie: reden Sie die Wahrheit!“

Gespannt wartete Wilhelm, wartete der Richter, welche Antwort der Jude geben werde. Der überlegte einige Augenblicke. Dann hob er entschlossen den gesenkten Kopf:

„Nun ja, werde ich sagen. Haben Ihre seligen Eltern oft dem alten L. Gutes getan, werde ich sagen die Wahrheit: ja, ich hab' gestohlen die Uhr.“

Auf Befragen des Richters erzählte er, daß er im Vorübergehen durch das offene Fenster die Uhr habe hängen sehen, sich vorsichtig ins Haus und ins Zimmer geschlichen und, unbemerkt von Lehrer und Schüler, die ihm den Rücken zuehrten, die Uhr fortgenommen habe.

Wilhelms Freude, daß der schreckliche Verdacht von ihm genommen war, läßt sich nicht beschreiben. Aus tiefster Seele dankte er dem lieben Gott, der sich seiner erbarmt und seine Gebete erhört hatte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Gymnasium die Nachricht, daß der Schuldige entdeckt sei. Glückwünschend umringten die Mitschüler Wilhelm, und der Klassenlehrer sprach es vor allen aus, wie leid es ihm tue, daß der arme Junge so Schweres habe erdulden müssen, und wie sehr er sich freue, daß endlich die Wahrheit ans Tageslicht gekommen sei.

XI.

Sein Konfirmationspruch wurde Wilhelm von jener Zeit an immer lieber. „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen“: dies Gebot hat Georg Wilhelm Schulze sein ganzes Leben hindurch treulich befolgt, und weil er sein Vertrauen immerdar auf den Herrn setzte, hat Gott ihn reichlich gesegnet.

Nach wohlbeendetem Studium wurde Wilhelm zunächst Hauslehrer. Später kam er als Prediger nach Berlin.



Durch eine Predigt, die er über die Tränen Christi hielt, wurde er weit und breit bekannt und berühmt. In vieler Leute Mund hieß er seitdem nicht anders wie „der Tränenschulze“. Wer aber dächte, er hätte diesen Namen daher erhalten, weil er durch seine Predigten die Leute zu Tränen rühre, der irrte gewaltig. Nein, Dr. Schulze wußte, daß solche Rührung meist nicht lange vorhält. Nicht an ihn, den Prediger, sollten seine Zuhörer denken, nicht seine Worte sollten sie bewundern, sondern zu Jesus Christus rief er sie in machtvoller, hinreißender Rede, daß sie doch zu ihm kommen und durch ihn selig werden möchten.

Er selbst trug eine innige Liebe zum Heiland im Herzen. Keinen schöneren Namen wußte er dem Gotteshaus zu geben, welches er seiner großen Gemeinde baute und schenkte, als den Namen Jesuskirche. Wie sehr ihm dies liebliche Kirchlein ans Herz gewachsen war, zeigt das von ihm gedichtete Lied: „Ich kenne gar kein schöner Haus“:

„Ich kenne gar kein schöner Haus
Als meines lieben Gottes Haus.
Das ist mir so von Herzen lieb,
Daß gern ich immer drinnen blieb,
Und nichts so herzlich und so heiß ersehnt,
Als zu der Kirche wie ein Kind zu gehn.“

Außer diesem Lied hat Dr. Schulze eine große Anzahl anderer Gedichte verfaßt. Sie wurden gedruckt und zeigen uns, daß er nicht bloß ein gewaltiger Prediger, sondern auch ein sehr begabter Dichter war. Ja, die Göttinger hatten recht, wenn sie ihn die Bieder und den Stolz ihres Waisenhauses nannten.

Er selbst hat die Anstalt, die ihn, den armen, heimatlosen Waisenknaben, einst aufgenommen, nicht vergessen. Wie herzlich freute er sich, als er zum 25. Kirchweihfest der Jesuskirche vom Waisenhaus einen Glückwunsch bekam, den außer den Angestellten auch fünfunddreißig Böglinge unterschrieben hatten! Durch reiche Gaben suchte er der Anstalt seine Dankbarkeit für alles Gute zu bezeugen, das er in seiner Jugend dort erfahren hatte.

Der dankbare, wohlthätige Sinn, den er aus seinem frommen Elternhaus mit ins Leben nahm, machte ihn zum Helfer und Freund aller Leidenden und Verlassenen. Wohlzutun und mitzuteilen, war seines Herzens Freude und Wonne.



Wie ein Vater wurde der gütige, warmherzige Mann von allen in der Gemeinde, von hoch und niedrig, reich und arm, groß und klein geliebt und verehrt. Als Dr. Schulze am 9. September 1901 im Alter von 72 Jahren friedlich heimging, da trauerten Tausende um ihn als um ihren treuen Seelsorger, ihren unermüdlichen Wohltäter, ihren „Segensdoktor“ in äußerer und innerer Not.

Seine liebe Jesuskirche gehörte von seinem Tod an zunächst seiner einzigen Tochter. Das war gewiß ein wunderbares Erbe, oder hast du, lieber Leser, es schon einmal gehört, daß jemand eine Kirche als Erbteil erhalten hat?



Eine Warnungstafel.

Hüte dich vor Büchern, die dich träumen lassen.
Hüte dich vor Gedanken, die du deiner Mutter nicht anvertraust
Hüte dich vor Worten, die dich erröten machen.
Hüte dich vor Freunden, die dir schmeicheln.
Hüte dich vor Vergnügungen, die dich berauschen.
Hüte dich vor allem, was dich in deinem Entschluß, dem Heiland nachzufolgen, wankend macht.



Naturgeschichtliches Ausziehrätsel.

Mohn, Dotterblume, Rose, Aster, Reseda, Osterblume,
Hortensia, Aurikel.

Ein Blumenfreund fand zu seiner Freude eines Morgens eine frisch aufgeblühte Blume. Der Name dieser Blume wird dadurch gefunden, daß aus jedem der vorstehenden Blumennamen ein Buchstabe herausgenommen wird und die so entnommenen Lettern alsdann, der Reihe ihrer Entnahme nach, zu einem Worte vereinigt werden.

•••••



Die gefährdete Studie.

Seit einigen Jahren kamen im Sommer ziemlich viele Gäste in das reizend gelegene Dörfchen Immenfeld. Auch beim Tischlermeister Brandes hatten immer einige Quartier genommen. Dies Jahr war sogar ein Maler darunter. Er malte hier ein Bild, eine Ansicht des Dörfchens. Fritz, der Tischlersohn, und sein Freund Sepp folgten dem Maler auf Schritt und Tritt, wie sein Schatten. Sie trugen seine Geräte, und wenn er arbeitete, standen sie hinter ihm und folgten jedem Pinselstrich. Fritz war dabei am eifrigsten. In seinen Mußestunden hatte ihn der Maler einmal geprüft und gefunden, daß er viel Befähigung habe. Seitdem war es sein größter Wunsch, malen zu lernen. Doch er hatte ihn noch nicht einmal ausgesprochen, und selbst sein bester Freund, des Nachbars Sepp, wußte nichts davon.

Lange hatte es gedauert, bis das Bild fertig war. Fritz und Sepp hatten schon nach einigen Tagen keinen Fehler mehr gefunden, doch der Herr Maler besserte noch immer daran herum. Heute endlich war es beendet, und der Maler hatte es in den Schuppen, der im Sommer auch als Küche diente, gestellt, während er drin im Haus mit der Wirtin sprach, denn er mußte nun abreisen. Da kamen Fritz und Sepp dazu. „Paß auf, jetzt werde ich malen“, rief Fritz. Er ergriff einen Pinsel und fuhr immer über das Bild hin. Wie leicht hätte er dabei das ganze Bild verderben können, doch der Pinsel war gut gereinigt, und so geschah zum Glück des kleinen Missetäters nichts. Auch Fritzens Schwester Alara kam vorbei. Sie war in dem Garten gewesen, um Schularbeiten zu machen, und trug ihre Bücher und die Tafel noch bei sich. Ganz verwundert sah sie ihrem Bruder von weitem zu, denn sie glaubte, er male wirklich. Jetzt kehrte auch der Maler zurück. Kaum hatte er sein gefährdetes Bild gesehen, so



Die gefährdete Studie.



nahm er Fritz den Pinsel aus der Hand und sagte, mit dem Finger drohend: „Ei, ei, wer hätte das Bild wohl wieder gemacht, wenn es verdorben wäre?“ Fritz blickte ganz erschrocken auf, daran hatte er gar nicht gedacht. „Kommt jetzt mit, ihr Jungen“, fuhr der Maler fort, „wir wollen noch einmal spazieren gehen, denn morgen muß ich fortreisen.“ „Fort?“ rief Fritz, „Sie wollen fort? Dann ist alles aus.“ „Nein“, erwiderte der Maler, „nächstes Jahr komme ich wieder, und wenn ich dann wieder fortreise, nehme ich dich mit in die Stadt, dort sollst du auf die Schule gehen und später auch malen lernen. Ich habe mit deinen Eltern gesprochen.“ Fritz war überglücklich, daß sein geheimer Wunsch erfüllt werden sollte. Er sprang außer sich vor Freude umher und wurde nicht müde, zu fragen und zuzuhören. Nun wurde ihm der Abschied am andern Tage nicht mehr schwer; er wußte ja, es galt ein noch herrlicheres Wiedersehen.



Allerlei Spiele.

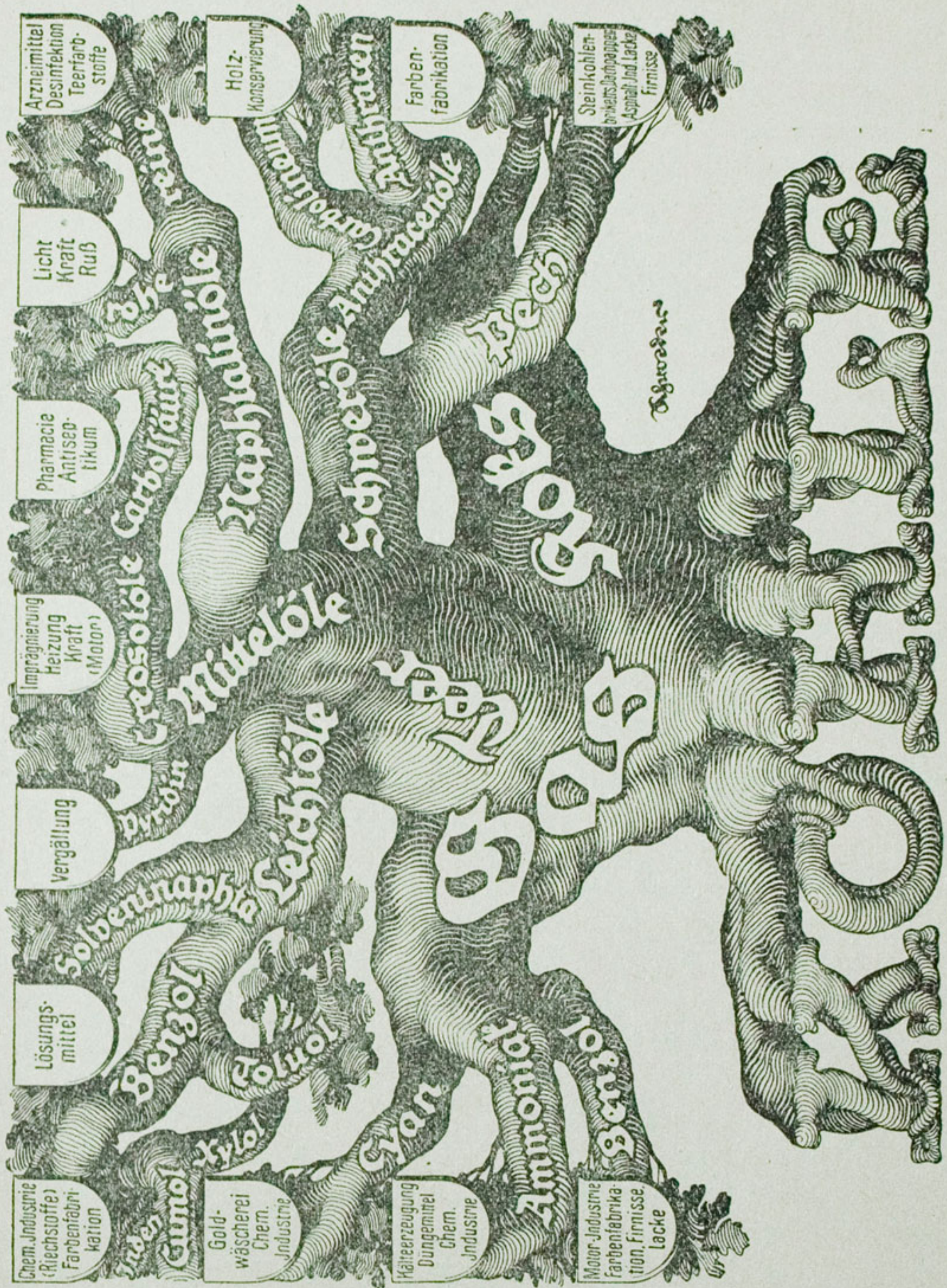
Watteblasen.

Die Spielbeteiligten sitzen an einem runden Tische, auf diesem liegt ein Flöckchen Watte, das durch Blasen in die Höhe getrieben wird, wobei ein jeder Spieler bemüht ist, dasselbe von sich fern zu halten. Derjenige nun, an dem die Watte hängen bleibt, oder über den sie fliegt, muß ein Pfand geben.

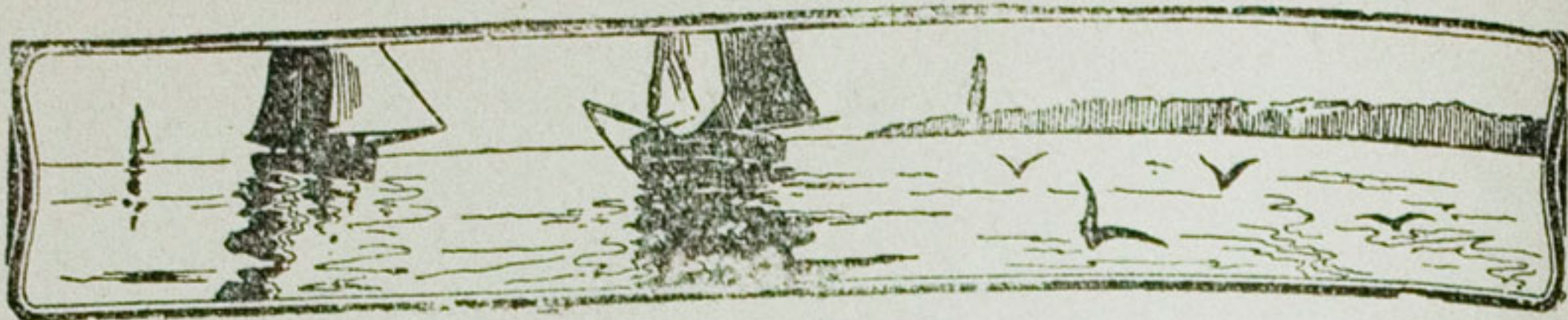
Blumenreimspiel.

Jeder der Spielgenossen zieht einen von den im Sute liegenden und mit Blumennamen beschriebenen Zetteln. Die Aufgabe eines jeden Mitspielenden ist nun die, bezugnehmend auf die betr. Blume, einen zwei- oder mehrzeiligen Reim niederzuschreiben; z. B. „Veilchen im Verborgenen blüht, ein jeder liebt ein zart Gemüt.“ Nach Fertigstellung der Reime werden die Papiere eingesammelt und vorgelesen.





Der Stammbaum der Kohle.



Bubi.

Erzählung von F. von Ell.

Ein Mensch hatte gewußt, daß der kleine, fröhliche, braunäugige Bursche einen wirklichen, richtigen Taufnamen hatte, wie alle anderen Menschen — er war immer nur „Bubi“ genannt worden und hörte gar gerne darauf. Vater und Mutter hatten ihn sehr lieb und seine drei älteren Schwestern auch, am allermeisten aber gab sich Schwester Karola mit Bubi ab. Sie war sein eigentliches Pflegemütterchen und hing mit großer Zärtlichkeit an ihm. Mit all seinem Anliegen kam er zu ihr und als er nun gar erst zur Schule ging, da gab es oft die wichtigsten Mitteilungen.

„R’roli, R’roli“, rief er meist schon von weitem, im Eifer das a ganz verschluckend und weil eben doch auch der Name so unzählige Male am Tage zur Anwendung kam. „R’roli, schau, wie arg schön ich geschrieben“, oder „R’roli, du, heut war’s fein, ich hab’ den Seppi um und um geworfen auf dem Nachhauseweg, ich bin halt doch der Stärkere“, und dann bligten die braunen Knabenaugen in freudigem Triumph. Karola aber hatte für alles, was ihren Liebling betraf, das regste Interesse. Sie hörte alle seine kleinen und großen Nöte stets bereitwillig an, stopfte geduldig zahllose Söckchen, die die munteren Füßchen zerrissen, besserte seine Anzüge aus und schneiderte mit großem Geschick neue für ihn, machte schöne, weite Spaziergänge mit ihm und ließ alles im Stich, wenn ihr Bubi sie brauchte. — Der Vater hatte wohl seine herzliche Freude an dem frischen Burschen, aber er war krank und konnte ihn daher nicht viel um sich dulden und die Mutter mußte den Vater pflegen und hatte sonst noch Tausenderlei zu tun. Lilli und Frida, die beiden anderen Schwestern, neckten sich wohl ab und zu mit Bubi und mochten ihn gern; doch es langweilte sie, mit ihm zu spielen und es war so bequem zu sagen: „Geh nur zu Karola!“ wenn er mit irgend welchem Anliegen zu ihnen kam.



Bubis Vater war General und lebte in Linz, der schönen Stadt an der Donau. In Wirklichkeit hieß Bubi Helmut von Gellern; er war aber gar nicht zufrieden damit und versicherte des öfteren daheim: „Ich möchte viel lieber Peppi Schneider heißen, das gefällt mir besser.“

Den Namen Helmut hatten sich die Schwestern damals als aller schönsten ausgedacht und erwählt, als sie weit fort in Deutschland in Pension waren und vor Glückseligkeit schier nicht wußten wohin über die Geburt des Brüderchens. Gar nicht erwarten hatten sie es können, bis sie zu den Weihnachtsferien dann das kleine Wunderwesen erblicken durften und immer neue Vorzüge an ihm entdeckten.

„Solch ein herziges Brüderchen gibt's auf der Welt nicht mehr“, hatte Lilli erklärt und Frida, die jüngste, rief einmal über das andere: „Schaut nur, schaut, was er für winzige Füßchen hat und Auglein wie Sterne.“ „Geh, sei nicht fad“, tadelte die praktisch veranlagte Lilli, „Sterne sind's nimmer, sondern Augen.“ Karola sagte am wenigsten, empfand aber das meiste und während Bubi den Schwestern erst ein Spielzeug war, was seinen Reiz mit den Jahren verlor, wuchs ihre Liebe für ihn mehr und mehr. Als sie ganz ins elterliche Haus zurückkehrte und nun erwachsen war, übernahm sie in stillschweigendem Einverständnis seine Pflege völlig. Es gab kein Vergnügen, welches sie je in Ausübung dieser lieben Pflicht hätte hindern können, Bubi galt ihr mehr als die Freundinnen, Spaziergänge und anderes; er blieb für sie die Hauptsache.

Ein weichherziges Kerlchen war er im Grunde bei aller äußeren Strammheit und natürlich durfte niemand es ahnen, was er empfand und fühlte, das hätte ihm als Schande gegolten, wie es meist so mit rechten Buben zu gehen pflegt. Er hatte herausgefunden, daß ein Schulkamerad, den sie Knödel nannten, obwohl er Knoll hieß, mit traurigem Gesicht abseits stand, wenn die anderen ihr Frühstücksbrot verzehrten. Der arme Junge war der Sohn einer Witwe, die ihm feins mitzugeben vermochte. Seit er dies wußte, verging nie ein Tag, an welchem er nicht mit der Mutter Erlaubnis ein Brötchen eingesteckt, das er heimlich „Knödel“ zu-steckte. Oher wäre er selbst hungrig geblieben, als daß er dies vergessen.

„Ich weiß ein Geheimnis“, meldete Bubi wichtig das eine Mal, wie er aus der Schule kam, „aber ich glaube, ich darf's nicht sagen.“

„Was ist's denn?“ forschte Frida.



„Ja, R'oli, was meinst, ob ich's euch doch vielleicht sagen kann?“ wandte er sich vertrauensvoll an die Lieblingsschwester, „am Ende geht's, weil ihr doch Mädchen seid und nicht von der Schule.“

Das Geheimnis brannte ihm sichtlich auf dem Herzen, das war deutlich zu merken.

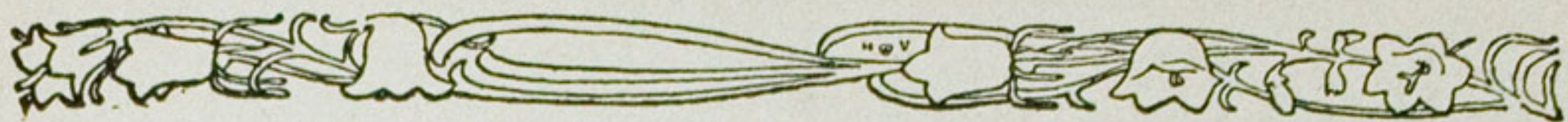
„So probier's halt“, riet Lilli und in gedämpftem Flüsterton verkündete er ganz aufgeregt: „Der Franzerl Hafer hat ein Schwesterchen gefriegt, er hat mir's anvertraut, aber niemand darf's wissen — ich meine halt aus der Schule“, fügte er noch zur Selbstentschuldigung hinzu, weil er doch eben das große Geheimnis verraten hatte. Sein sehnlichster Wunsch war es stets gewesen, selbst noch ein jüngeres Geschwisterchen zu besitzen; doch der blieb unerfüllt und die Mutter meinte tröstend: „Schau, dafür bleibst du alleweil unser Nesthäkchen, das ist auch was wert.“

„Aber ich mag gar kein Häkchen sein“, schmollte der Kleine. „Das klingt so arg kindisch und ich bin doch schon groß.“

„Freilich, freilich“, bestätigte der Vater, „du bist mein großer Sohn und lange wird's nicht mehr dauern, dann trittst du bei der Marine ein und bist ein strammer Seefadett, nicht wahr?“

Bubi nickte in heller Befriedigung, denn das war's ja, was er sich als Allerschönstes dachte.

Eine besondere Lieblingsspeise von ihm waren Wiener Würstel, die er aber nur ganz ausnahmsweise zum Abend erhielt, wo er für gewöhnlich nur sein Löffchen Milch bekam. Heute aber hatte die Mama auf extra Bitten die Würstel gewährt, welche gar appetitlich aussahen, so besonders rot und vergnüglich, dabei verheißungsvollen Duft ausströmend. Bubi umtanzte sie vergnügt und wollte gerade mit dem Verspeisen beginnen, als es draußen klingelte. Ein bißchen neugierig, wie er war, lief er zur Küche, um zu sehen, wer gekommen, und ohne ein Wort zu äußern, kam er wie ein Pfeil ins Zimmer zurück geschossen, ergriff die so heiß begehrte Speise und war gleich wieder verschwunden. Lilli, die ihm unbemerkt gefolgt war, kam gerade noch recht, um zu beobachten, wie er einer armen Frau, die ganz verhungert aussah, mit hochrotem Gesicht und freudig glänzenden Augen die Würstel gab und ohne einen Dank abzuwarten, davon sprang. Der liebe, kleine Kerl begnügte sich diesen Abend mit trockenem Brot und sein gutes Herz hatte die Lieblingsspeise gerne geopfert, um



der Not der Armen, die ihn so dauerten, abzuhelpen. In der Familie wurde der Vorfall nicht weiter besprochen. So etwas geschah nie bei Gellerns. Das Loben hielt Vater Gellern in solch einem Falle nicht am Platz. Karola aber gab ihrem Bubi an diesem Abend noch einen ganz besonders innigen Gutenachtkuß.

Sehr erfreut waren Eltern und Geschwister, als er plötzlich erklärte, er wolle nicht mehr Bubi genannt werden und energisch darauf hielt, daß sein richtiger Taufname, Helmut, zur Geltung kam. Bei näherer Nachforschung ergab es sich, daß im Nebenhaus ein Hund „Bubi“ gerufen wurde und das ging wider die Ehre des kleinen Mannes.

„Ich bin doch kein Hund“, erklärte er jedesmal entrüstet, wenn die Seinen das strenge Gebot vergaßen und den alten, gewohnten Namen Bubi benutzten.

Helmut's Vater war immer kränker geworden und endlich erlöste ihn der liebe Gott von seinen Leiden und nahm ihn zu sich. Mutter und Schwestern waren tiefbetrübt und empfanden es schmerzlich, daß der Knabe scheinbar ganz gleichgültig bei diesem Trauerfall blieb und er hatte doch immer sichtlich an seinem Papa gehangen. Da entdeckte Karola, wie er sorgfältig von seinem geringen Taschengeld jeden Kreuzer sparte, indem er sich alles versagte, was er sonst wohl gelegentlich dafür erstanden hätte. Sie begriff erst nicht den Grund solch ungewohnter Enthalttsamkeit, bis sie merkte, wo er damit hinaus wollte. Als nämlich eine Krone beisammen war — volle 50 Kreuzer — also für ihn eine Riesensumme, kaufte er in aller Stille dafür einen schönen Kranz und trug ihn auf seines Vaters Grab. Da wußten sie, wie lieb Helmut ihn gehabt und daß seine Gedanken doch viel mit ihm beschäftigt waren.

„Weißt, R'rolizi“, so nannte er sie in besonderen Zärtlichkeitsmomenten, „reden mag ich nicht davon, aber ich denk' halt gar oft an den guten Papa“, und dabei standen Tränen in den sonst so lustigen, braunen Augen.

„Mein Bubi!“ sagte die Schwester, ihn zärtlich an sich ziehend und unwillkürlich den verbotenen Namen gebrauchend, „mein lieber, kleiner Bubi!“

Die beiden verstanden sich immer. So wild und unbändig er zuzeiten sein konnte, ja sogar richtig ungezogen, sah er, daß er wirklich jemand gekränkt hatte, tat's ihm doch so von ganzem Herzen leid und er wußte so



lieb zu bitten, daß man ihm nicht länger zu zürnen vermochte. Oftmals, wenn er die Mutter traurig sah, schlich er zu ihr und streichelte verstohlen ihr Gesicht, um sie zu trösten.

Und nun hatte sich etwas ganz Herrliches ereignet. Karola war von einer Tante nach Dievenow an der Ostsee eingeladen worden und sie durfte ihren Bubi mitbringen. Dadurch wurde erst das Vergnügen für sie ein vollkommenes. Wie sprang Helmut jubelnd und jauchzend in der goldenen Freiheit umher. Besondere Freundschaft schloß er mit zwei anderen Kindern, die ungefähr in seinem Alter waren und Dagmar und Heinz hießen. Gemeinsam ließen sie ihre Schiffchen schwimmen, pantschten nach Herzenslust im Wasser, bauten Festungen und Wälle aus dem unvergleichlich köstlichen Sand und liefen barfuß; lauter außerlesene Genüsse, deren sie nie müde wurden. Besonderes Vergnügen machten ihnen einige Papierdrachen, die sie geschenkt bekommen und die sie fliegen lassen durften, wobei Heinz wie Helmut vor lauter Glückseligkeit wie Gummibälle hin und her sprangen, als sie höher und höher in die Lüfte stiegen.

Um diese Zeit kam der deutsche Kaiser nach Swinemünde, um ein Flottenmanöver abzuhalten. Die Kinder waren Feuer und Flamme im Gedanken, wenn sie dabei sein könnten, und malten sich's gar herrlich aus. „Wo denkst du hin, das ist viel zu weit für solche kleine Leute“, meinte die Tante. „Das Dampfschiff geht so zeitig, daß ihr schon vor 5 Uhr aufstehen müßtet, und dann werdet ihr am Ende noch seekrank.“

„Wer wird auch so unbescheiden sein“, mahnte Karola, „man muß nicht alles haben wollen und es gibt sicher ein arges Gedränge, wo ihr halb verquetscht würdet. Nein, nein, davon kann gar keine Rede sein.“

Aber während sie so vernünftig sprach, wurde es ihr doch innerlich blutsauer, dem Liebling seinen Herzenswunsch nicht erfüllen zu können, was sie seelengern getan. Der stumme, flehende Blick aus Bubis Augen ging ihr durch und durch. Er bettelte und bat nicht, das war nie seine Art, aber sie wußte, wie sein Herz daran hing; wollte er doch später zur Marine und konnte sich nichts Schöneres denken, als auf einem Panzerschiff zu fahren, viel Abenteuer zu erleben, am Ende gar ein Seegefecht; vor allem aber den deutschen Kaiser zu sehen! —

Den Abend vor der Extrafahrt schlang er seine beiden Arme fest um Karolas Hals, nichts weiter sagend, als: „Ach, K'rolizi“, aber es lag



alles in dem Ton des Namens, glühende Sehnsucht, Bitte und gehorames Sichergeben. Karola seufzte, sie konnte nicht anders, es tat ihr selbst gar zu leid, dem kleinen Burschen nicht die Freude gewähren zu können. Wer aber beschreibt ihr Entzücken, als die Tante beim Nachtesen erklärt: „Wir fahren morgen nach Swinemünde und nehmen Helmut mit. Der zukünftige Admiral darf doch bei dem Manöver nicht fehlen“, fügte sie lächelnd hinzu, „und er ist wirklich sehr verständig.“

Karola umarmte die Tante stürmisch, das war fast zu viel Glück.

„Und Dagmar und Heinz?“ wagte sie schüchtern zu bitten.

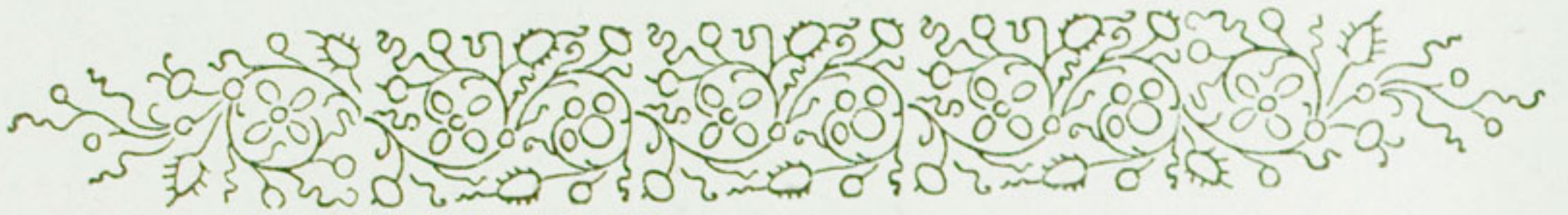
„Sind noch zu klein“, entschied die Tante in dem Ton, der keine Widerrede duldet, „auch wären drei Kinder zu viel, mehr wie eines können wir unmöglich beaufsichtigen; auch werden solch unruhige Geister wie die beiden noch genug in ihrem Leben sehen, wenn sie älter geworden, und damit basta.“

Karola wollte die frohe Botschaft gleich ihrem Brüderchen verkünden und flog schon zur Tür, wurde aber durch ein energisches „Halt“ von der Tante zurückgehalten. „Was ist das für ein Einfall, Kind“, rief sie ganz entsetzt, „laß den Jungen ruhig schlafen und rege ihn nicht unnötig vorher auf, daß er dann womöglich kein Auge zutut oder im Traum schon Seegefechte liefert mit Wasserflasche, Gläsern und Stühlen. Er erfährt es morgen noch zeitig genug, wenn er geweckt wird.“ So geschah es denn auch und es verlohnte sich wohl der Mühe, das strahlende Gesichtchen zu sehen, als Karola am andern Morgen in aller Frühe ihm entgegen rief: „Bubi, du darfst mit nach Swinemünde!“ Mit einem Satz war er aus dem Bett und begann einen Freudentanz, dazwischen immer rufend: „Ja, ist's denn wahr, ist's wirklich wahr, träume ich nicht? Du allerliebste, beste K'rolizi“, und stürmisch umarmte er die Schwester, sie halb erdrückend vor lauter Wonne. Musterhaft benahm er sich auf der Fahrt, fast ganz still, was Dagmar wohl unmöglich gewesen wäre, plapperte auch nicht so viel wie Heinz, sondern genoß nur sein Glück in vollen Zügen. Das Wetter war prachtvoll und die schneeweiße „Hohenzollern“, das kaiserliche Schiff, glänzte in der Sonne und hob sich von den anderen größeren und kleineren Fahrzeugen deutlich ab. —

Was hatte er am Abend nicht alles zu erzählen, als man wieder zu Haus angelangt. Vom Kaiser, den er wirklich gesehen, was die Haupt-



sache, von den gewaltigen Kriegsschiffen und dem Kanonendonner, den Marineoffizieren und Mannschaften, Fahnen und dem ganzen großartigen Schauspiel. Seinen kleinen Kameraden brachte er zur Entschädigung Bernstein mit, den sie längst gerne gehabt hätten. Fortan aber gab es kein interessanteres Spiel für die drei Kinder als „Seegefecht“, wobei eines von ihnen abwechselnd den Kaiser vorstellte, was Heinzels besonderes Entzücken bildete. Bubi aber zählte die Wochen in Dievenow zu den schönsten seines Lebens.



Spruchweisheit.

Alle Welt will einen Freund haben, aber niemand gibt sich Mühe, einer zu sein.
Wer Butter auf dem Kopfe trägt, muß nicht in die Sonne gehen.
Wenn der Fisch gebraten ist, hilft ihm kein Wasser mehr.
Nach der Tat weiß jeder guten Rat.
Leihen macht Freundschaft, Wiederfordern Feindschaft.
Man muß erst kriechen lernen, ehe man laufen kann.
Wer in Zorn handelt, der geht im Sturm unter Segel.
Bei Naschen macht leere Taschen.
Auch auf das kleinste Geschäft verwende weißeste Treue!
Treue im Kleinsten macht die Treue dir leicht in dem Größten.

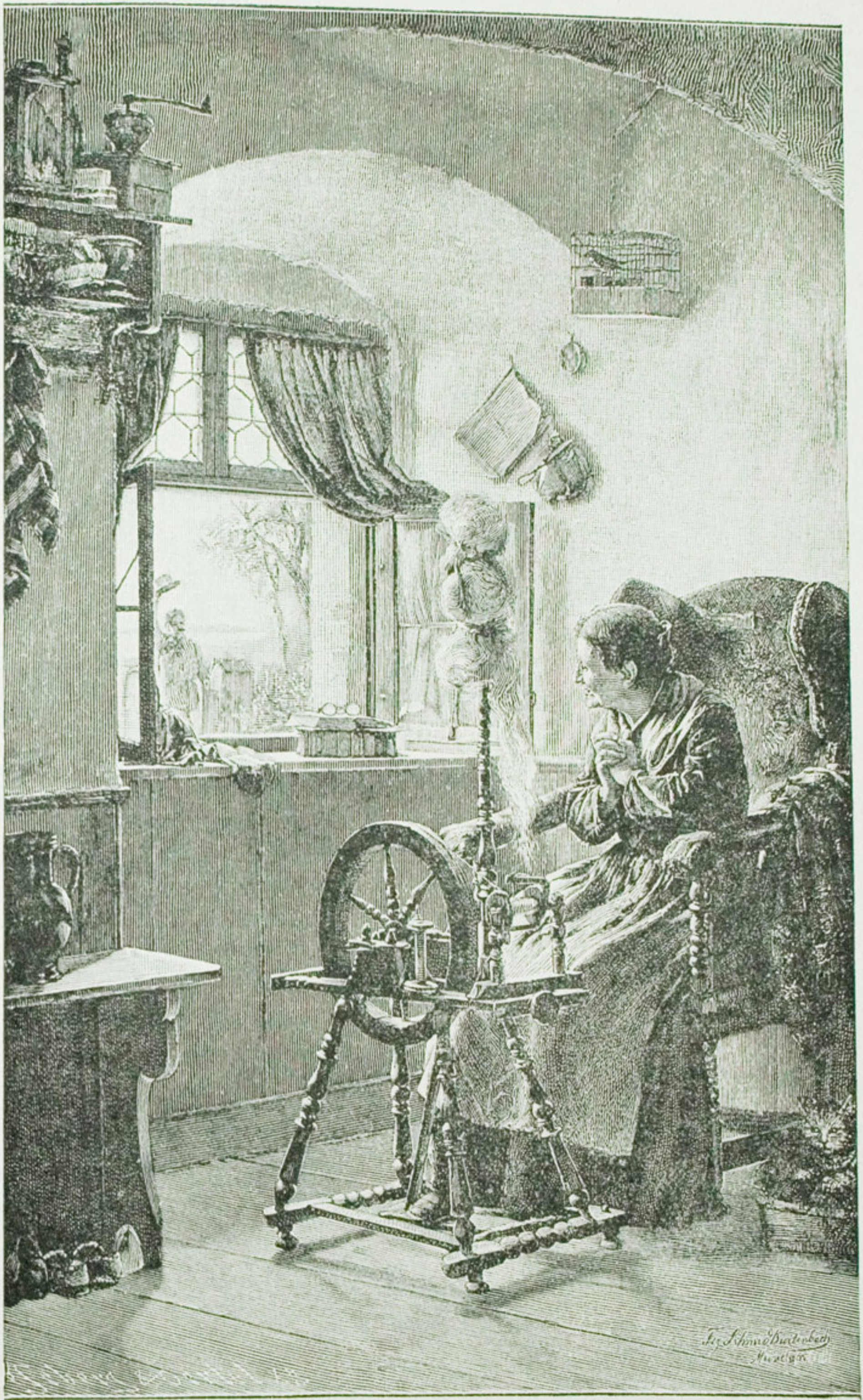
Lavater.



Ein Sprüchlein für Geschwister.

Ein Bruder und eine Schwester,
nichts Treueres kennt die Welt,

kein Goldkett ein hält fester
als eins am andern hält.



„Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn sogleich erkannt.“



Der Kanarienvogel.

Unter Benutzung von „Meine Freunde“, von Karl Buß,
erzählt von M. Rüdiger.

Mariechen hatte Geburtstag, und ihr lang gehegter Wunsch, einen Kanarienvogel zu besitzen, war erfüllt worden. Onkel Wilhelm war gestern von einer Reise zurückgekommen und hatte sehr vorsichtig etwas mitgebracht, was sich heute morgen als ein schöner gelber Kanarienvogel in einem prächtigen Bauer entpuppte. Ei, das war eine Freude! Nicht allein für das zwölfjährige Geburtstagskind, sondern auch für die jüngeren Geschwister, Max und Röschen. Wie zierlich er auf der runden Stange umherhüpfte! Wie eifrig er das Futter aus dem Napfe pickte! Mit welchem Vergnügen er sich badete! Die Kinder entdeckten immer etwas Neues an ihm, was sie bewunderten.

Es war noch Winter, und die Dämmerung brach früh herein. Die Mutter ließ ein Holzfeuer im Kamin anmachen, um das sich die ganze Familie fröhlich plaudernd versammelte.

„Onkel Wilhelm“, bat das neunjährige Röschen schmeichelnd, „erzähle uns etwas.“

Er lächelte: „Ja, was soll ich denn erzählen?“

„O, du bist so weit in der Welt herumgekommen und weißt so viel; bist du auch da gewesen, wo die Kanarienvögel frei herumfliegen?“ fragte Mariechen.

„Freilich bin ich das.“

„O bitte, Onkel, erzähle doch, wie es da aussieht“, bat Max und drängte sich noch näher an ihn.

„Wunderschön; so schön, wie ihr's euch gar nicht vorstellen könnt. Die Sonne scheint das ganze Jahr hindurch schön warm; auf den Spitzen der Berge liegt Schnee. Hohe, schlanke Palmen wachsen dort, und die roten



Blüten der vielen Rastusstaude leuchten allenthalben hervor. Alles ist voll Duft. Dazu gibt es Gaine von Feigen-, Pfirsich-, Orangenbäumen und Gebüsch von Jasmin und Myrten. Von dem köstlichen Madeirawein, der da wächst, habt ihr doch schon gehört. Ach, und die Ananas, ihr Leckermäulchen! Daran würdet ihr euch aber was zugute tun. Sie wachsen dort wild und kosten nur ein paar Pfennige. Wartet einmal, ich glaube, ich habe einige Ansichtskarten von der Insel Gran Canaria in der Tasche. Da bin ich nämlich am längsten gewesen."

Der Onkel suchte in seiner Briefftasche und zog richtig zwei Karten hervor. Die Kinder beugten sich begierig vor und betrachteten sie genau.

"Da seht einmal", fuhr der Onkel fort, "ob das nicht schön ist. Hier an der Küste die große Stadt, die Las Palmas heißt, und da auf der anderen Karte könnt ihr einen Blick ins Innere der Insel tun und euch eine kleine Vorstellung davon machen, wie üppig die Vegetation dort ist. Da haben es die Vöglein freilich gut; sie sind nicht verlegen darum, wohin sie ihr Nestchen bauen sollen. Außer den Kanarienvögeln gibt es auch noch viele wunderschöne andere Vögel dort mit leuchtend buntem Gefieder. Man kann in Wahrheit sagen, daß diese Inseln den Namen der 'glücklichen' verdienen."

"Wie sind ihre geographischen Namen, Onkel?" fragte Max.

"Teneriffa, Gran Canaria, Palma, Madeira und noch zwei mit sehr schweren Namen; zusammen heißen sie die Kanarischen Inseln."

"Sind die Kanarienvögel da auch so schön gelb wie hier?" erkundigte sich Röschen.

"O nein, sie sehen ganz anders aus; gelb ist das wenigste an ihnen, und ihr würdet sie sicher nicht als Kanarienvögel anerkennen. In der Gefangenschaft verändern sie sich bald."

"Sind sie sehr scheu?" wollte Mariechen gern wissen.

"Nein, sogar sehr zutraulich. Sie nisten in Hecken und Gebüsch ganz in der Nähe der Dörfer und Städte."

"Wie flug mein Mätzchen aussieht!" meinte Mariechen, und zärtlich ruhte ihr Auge auf ihrem Vöglein.

"Ja, diese Vögel sind auch sehr gelehrig", erklärte der Onkel. "Als Kind war ich einmal in einer Schaubude; da wurde eine ganze Reihe dressierter Kanarienvögel gezeigt. Einer feuerte eine kleine Kanone ab,



und ein anderer fiel darauf wie tot hin. In einem winzigen Wagen saß ein zierliches Vogelfräulein, und ein Gefährte war in die Deichsel gespannt und zog das Fuhrwerk. Ein anderer sang auf Befehl, noch ein anderer stellte sogar Buchstaben und Zahlen zusammen. Wenn die Vögel jung sind und singen lernen, so richten sie sich auch ganz nach ihrem Lehrmeister, und die Leute, die sie aufziehen, müssen sehr genau darauf achten, daß dieser ein tadelloser Sänger ist und keine schlechten Eigenschaften beim Singen hat.“

„Onkel, mögen die Kanarienvögel gern Kunststücke machen?“ fragte Max.

„Nein, Bubi. Das heißt später vollbringen sie alles ganz willig; aber ehe sie es lernen, müssen sie oft viel leiden, hungern und dursten und noch schlimmeres, und darum sollte man die lieben fröhlichen Tiere nicht so abrichten. Ich habe nie Freude daran haben können, solche Kunststücke zu sehen.“

„Die armen Vögel!“ bedauerte Röschen, „warum sollen sie denn so etwas lernen?“

„Je mehr einer kann, desto teurer wird er bezahlt“, erwiderte der Onkel; „aber deshalb dürfte man doch eigentlich die Tierchen nicht so quälen.“

„Wann sind die Kanarienvögel nach Deutschland gekommen?“ fragte Mariechen.

„O, das ist schon sehr lange her; bereits im 16. Jahrhundert kannte man sie in Europa. Jetzt wird die Aufzucht besonders im Harz betrieben, und in Andreasberg gibt es wohl kaum ein Haus, wo nicht eine Vogelhecke eingerichtet wäre. Man rechnet, daß dort und in der weiteren Umgebung jährlich sechsunddreißig- bis fünfundvierzigtausend Mark für die Kanarienvögel eingenommen werden.“

„O, das ist aber viel!“ rief Max.

„Ja, mein Junge; es sollen aber auch sehr viele Menschen davon leben, und die Arbeit ist langwierig und erfordert viel Geduld. Überdies gelingt die Aufzucht nicht immer, und viele Vögel sterben jung.“

Da fällt mir übrigens etwas Nettes ein, was mein Freund Werner mir früher einmal erzählte. Er hatte eine Menge Kanarienvögel, die in einer Kammer frei umherflogen. Er liebte die Tierchen sehr und



kannte ein jedes. Als die Zeit des Nesterbauens da war, traf es sich zufällig, daß seine Schwester eine große Wollstickerei machte, und er trug seinen gelben Lieblingen alle Abfälle der bunten Fäden hin, die sie auch eifrig zum Bau der Nester benutzten. Nach einiger Zeit bemerkte mein Freund, daß ein Weibchen, das er Mieschen genannt hatte, immer nur Fäden von einer Farbe nahm, und wenn ihr Hähnchen, das auch ja fleißig half, ein anders gefärbtes brachte, so warf sie es wieder aus dem Neste. Werner untersuchte es, und denkt euch, er fand in der Mitte eine rote Lage, dann eine grüne, darauf eine gelbe, eine blaue, eine orange und zuletzt eine braune. Alles war in Schattierungen geordnet. Nun sah er auch die andern Nester nach, aber keins war wie Mieschens. So leid es meinem Freunde einerseits auch tat, so war dieser künstliche kleine Bau doch zu merkwürdig, als daß er ihn dem Vögelchen nicht hätte wegnehmen sollen. Dieses war aber gar nicht sehr betrübt, sondern fing sogleich von neuem an zu bauen, zwar nicht in derselben Reihenfolge der Farben, aber ebenso getrennt und sauber wie bei dem ersten Neste. Leider konnten die Beobachtungen im nächsten Jahre nicht fortgesetzt werden, denn Mieschen kam durch einen Unglücksfall ums Leben."

"Wie schade!" — "Ja, sehr schade!"

"Onkel, wenn nun mal einer wegfliegt, was wird dann aus ihm?"

"Ich erinnere mich, daß ich einmal in Lübeck war und in der schattigen Allee vor dem Tore einen fast ganz weißen Sperling sah. Ich wandte mich an einen Vorübergehenden; der sagte lächelnd: 'O, der kleine Gesell ist immer hier. Jedenfalls ist einer seiner Vorfahren ein Kanarienvogel gewesen, der sich in einem Spazennest häuslich niedergelassen hat.' Er mochte recht haben. Im allgemeinen aber können die Kanarienvögel einen Winter im Freien nicht vertragen; sie sind eben verwöhnte kleine Leute."

"Nun, ich will mein Mätzchen gut hüten, daß es nicht davonfliegt", rief Mariechen.

"Ja, du", meinte Max altflug, "und vor der grauen Rake nimm ihn auch nur in acht; die mag gern Vögel. Gestern noch habe ich sie mit einem Sperling im Maul laufen sehen."

"Du hast recht, Kleiner", entgegnete der Onkel; "aber darum wollen wir uns heute am Geburtstage noch keine Sorge machen. Ich will euch



nächstens ein Buch schicken, darin steht ganz genau, wie ihr den kleinen Freund behandeln müßt, besonders was er fressen darf und muß."

Im Korridor ertönte jetzt der helle Ton einer Klingel, und die Mutter sagte erstaunt: „Ei, schellt das schon zum Abendbrot? Die Zeit ist mir so schnell hingegangen."

Die Kinder waren aufgesprungen, und Max rief: „Komm Onkel, nun gibt's Schokolade!" Mariechen aber ergriff seine Hand und sagte: „Ich danke dir vielmals für alles, was du uns erzählt hast."

„Schön, ein andermal sollt ihr mehr hören; fürs erste freut euch nun an eurem kleinen gelben Freund."



Erntesehen.

Nach einem Gemälde von Rudolf Eichstaedt.

Das holde Fest der Garben,
Der Sommerlust hebt an,
In Gold und bunten Farben
Steht rings der weite Plan.

Wenn kaum beim Frühlingsglimmen
Ertönt der Amsel Schlag,
Begrüßen frohe Stimmen
Auch schon den jungen Tag.

Bald blitzt im Sonnengolde
Der Sichel blanker Stahl;
Die Roggenfrau, die holde,
Durchwandelt still das Tal.

Sie geht in weitem Bogen
Wohl um den grünen Rain;
„Der Kreis, den ich gezogen,
Gehört den Vögelein.

So reich der Erntesehen,
So herrlich reif die Frucht, —
Ein Tor, der allerwegen
Allein das Seine sucht.

Ein Teilchen schenkt den Armen,
Den Vögelein gönnt den Rest;
Am schönsten schmückt Erbarmen
Das frohe Erntesehen!"

Frida von Kronoff.







Im Schnee.

Aus dem Märchenbuch von den Gebrüdern Grimm, welches Großmama ihrer kleinen Enkelin Anna zum Geburtstag geschenkt, hatte Anna ihrem Schwesterchen Irma das Märchen von der Frau Holle vorgelesen, und recht andächtig hörte Irma zu. Für sie war alles, was das allerliebste Märchen erzählte, volle Wirklichkeit; sie freute sich innig über den gewaltigen Goldregen, der an dem fleißigen Mädchen hängen blieb, so daß es über und über davon bedeckt war, und nickte auch ganz befriedigt, als über das faule Mädchen ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet wurde.

„Kikeriki!

Unsere schmunzige Jungfrau ist wieder hie!“

rief sie, als Anna das Buch zumachte.

„Hier habt ihr euer Butterbrot! Dann aber ins Freie, damit ihr noch frische Luft schöpft und eure Glieder bewegt!“ rief die Mama.

Warm eingehüllt in Mäntel und Rappen, mit Pelzfragen und Muff ausgerüstet, eilten die Kinder in den Garten und von dort aufs Feld. Irma konnte sich gar nicht losmachen von dem Märchen von der Frau Holle, und immerzu plauderte sie, was sie von ihr wußte. Das war ja gewiß, dort drüben im Walde wohnte sie, dort war der Teich, aus dem der Klapperstorch sie einst geholt hatte, und der Frau Holle gehörte dieser Teich; in den Wald holte Frau Holle faule und unartige Kinder hinein, und sie sollten es recht böse bei ihr dann haben, so ähnlich, wie es der faulen Tochter im Märchen ergangen war, der sie einen Kessel voll Pech über den Leib gestürzt hatte. Das mußte ja fürchterlich sein! Irma hatte viele Zweifel und Besorgnisse, denn sie wußte nur zu gut, daß sie oft



C. Kopp

Im Schnee.



recht unartig war; und noch erst heute vormittag hatte sie wieder tüchtig „gebockt“ und nicht tun wollen, was Mama gesagt hatte. Das würde Frau Holle wenig gefallen haben! „Sieh mal, Anna! Dort am Himmel treibt Frau Holle ihre Lämmerherden!“ rief sie plötzlich und zeigte empor. Wolken zogen über die Kinder hin und ballten sich allmählich immer mehr zu einer grauen Masse zusammen.

Da fiel zuerst eine große Flocke Schnee langsam hernieder vor den Augen der Mädchen; bald folgten mehr und mehr, und endlich fiel in dichter Menge, in großen, schönen Flocken der blendendweiße Schnee herab und bedeckte den Boden bald mit einer weichen Schicht und fiel auf Hut und Mantel der Kleinen. Das war ein Jubel! „Schnee!“ jubelte Anna und griff mit beiden Händen darnach. „Frau Holle schüttelt ihre Betten aus, und da fliegen nun die Daunen umher!“ meinte Irma. Mit einem Male wird sie ganz ernst. „Anna, wenn ich nur nicht oft so unartig wäre! Vielleicht weiß die Frau Holle es, und sie mischt Pech unter den weißen Schnee, und ich komme schmutzig nach Hause, und der Hahn höhnt mich aus. Wäre ich immer ein gutes Kind gewesen, würde Frau Holle mir aber wohl einige Goldstückchen an den Mantel hängen; wie würde Mama sich dann über mich freuen! Es ist doch schade, daß man immer wieder unartig ist.“ Irma betrachtete sich öfters; aber als sie fand, daß nur weißer Schnee herabfiel auf ihre Kappe, nichts von dem schmutzigen Pech — auf Goldregen rechnete sie gar nicht —, da sprang und jubelte sie in dem Schnee und haschte sich die größten Flocken. Still in ihrem kleinen Herzen nahm sie sich vor, immer folgsam zu sein. Wer weiß, ob Frau Holle dann nicht doch bei nächster Gelegenheit einige Goldstückchen ans Mäntelchen flebt? Das würde zu herrlich sein!





„Wir gratulieren!“



Segenswünsche für die Eltern zu Neujahr.



Mutterlieb', Vätertreu' — alle Tage wird sie neu!
Ist vom lieben Gott gegeben in das arme Erdenleben,
Scheinet warm auf uns hernieder, strahlt die ew'ge Liebe wieder,
Ohne Wandel ist ihr Schein, drin die Kinder fröhlich sein.



Mutterlieb', Vätertreu' — heute wird sie wieder neu!
Reiht ein Jahr sich zu dem andern, dürfen wir in Freuden wandern,
Bitten Gott um sein Bewahren, wie wir es bisher erfahren,
Schirm auch künftig euch und mich, sorgsam, treu und väterlich.



Kindesdank, Kindesreu, werde heute bei uns neu!
Liebend wollen wir euch pflegen, eure Tage sanft umhegen,
Wollen eifrig sein beflissen, euch das Leben zu versüßen.
Helf' uns Gott zu solcher That, schenk' Vollbringen früh und spät!

M. Liebrecht.



Des Jahres erster Morgen
erwecket meinen Sinn,
dir, lieber Gott, zu danken,
daß ich noch leb' und bin.

Daß meiner Eltern Treue
noch immer für mich wacht,
und meiner Kindheit Tage
mir leicht und sicher macht.

Drum nehmt, ihr guten Eltern,
den Wunsch des Kindes an,
daß euch für eure Treue
nichts weiter geben kann.

Euch möge Gottes Segen
im neuen Jahr erfreun!
Ich will mich stets bemühen,
ein gutes Kind zu sein.



Ich bringe heut zum neuen Jahr
mein kindlich Herz voll Liebe dar
und bitte: liebet ferner mich,
so wie bisher, herzlichlich!

Gar gerne will ich euch erfreun,
will fleißig, artig, folgsam sein.
Der gute Gott im Himmel dort
verleih euch Gutes fort und fort!



Rätsellecke.

Das Erste prangt als eine Stadt,
Die lange, schöne Straßen hat;
Sie liegt im lieben Schweizerland,
Ist jedem Schüler wohlbekannt.
Das Zweite fühlt sich kalt und hart,
Es ist von ganz verschiedner Art,
Oft ganz verachtet, oft geehrt,
Ja, viele hundert Taler wert.
Aus meinem Ganzen dreht der Mann,
Der so etwas versteht und kann
Manch Büchschén, Knöpfe, Perlen euch,
Die sehen fast dem Golde gleich.

•••••

Zwei Laute nur leg' ich dir vor,
Du rufst sie aus, wenn an dein Ohr
Voll Ungestüm der Sturmwind faust
Und wild um dich das Wetter braust.
Setz vorn noch einen Laut hinzu,
Und siehe, was erblickest du?
Ein schwarzes Tier, oft rot gefleckt,
Das nur in dunkeln Wäldern steckt.
Es scheut das helle Tageslicht
Und in die Städte kommt es nicht.
Du rätst es bald, denn einerlei
Ist ja sein Nam' und sein Geschrei.

•••••

